

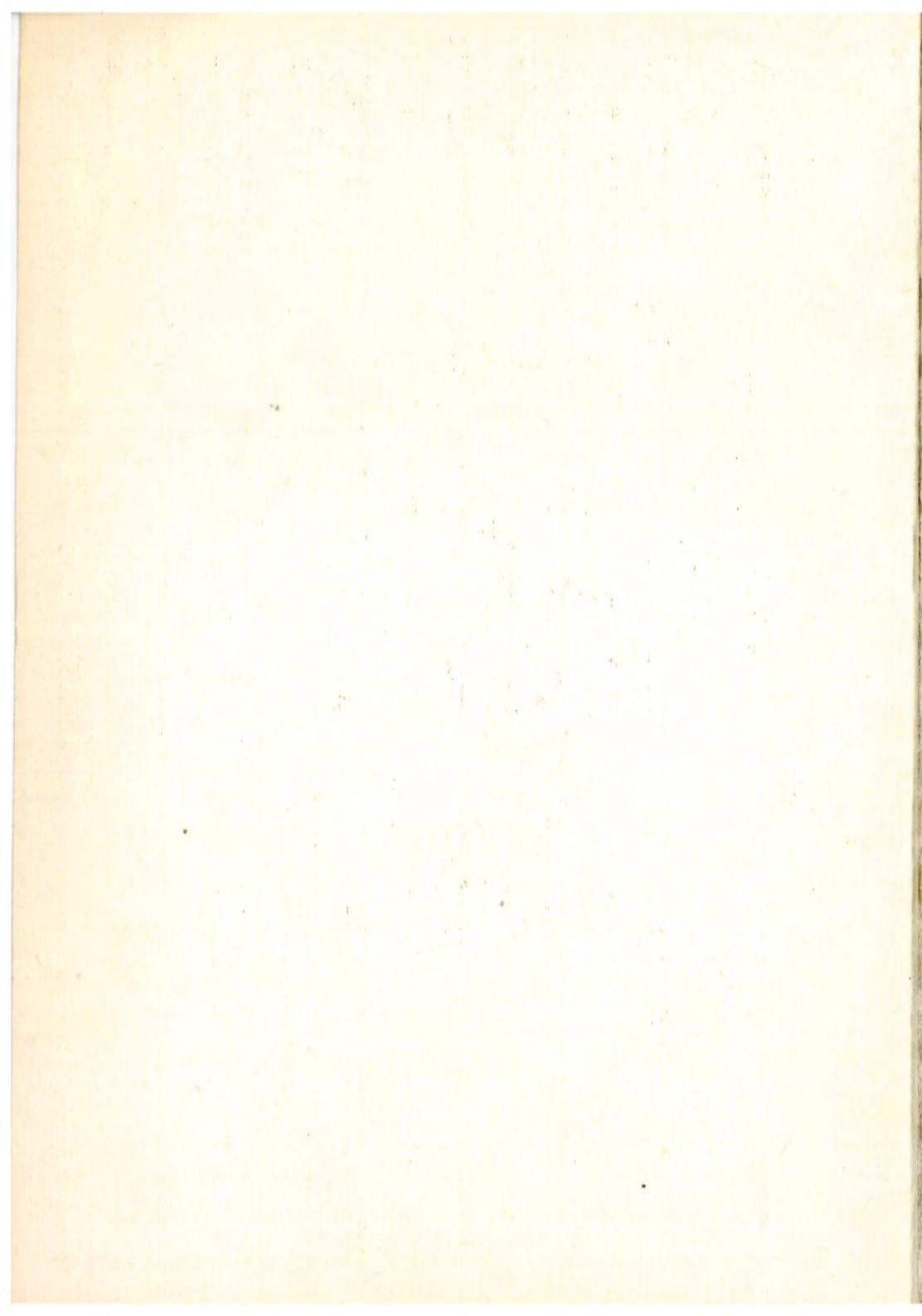
TEMPERAMENTE

TEMPERAMENTE



Blätter für junge Literatur

5/1989



TEMPERAMENTE

Thomas Böhme	ein kreisen katastrophen hunger	2 7
Thomas Wieke	Die elfte Fußnote Umberto Ecos	9
Hanns Erfurth	Geschichte der herzoglichen Privat-Bibliothek zu Coburg-Gotha. Nach bislang unbekanntem Quellen.	17
Lyrik von Stefan Schütz, Ralph Schluckwerder, Uwe Claus, Andreas Lotz, Sven Vogler, Ralph Zülsdorff, Michael Dietrich, Stefan Trzeciak, Oliver Pohl		23
Hartmut Sörgel	Zeichen und Botschaften	33
Frank Goyke	Gedanken zu Fotos von Klaus Ihlau	57
UMSCHAU	Neue Prosa aus der Sowjetunion	65
Lyrik von Franz Ullmann, Robert Kluge, Tobias Rex, Jörg Romanski, Gisbert Amm, Peter Wawerzinek		89
Jo Fabian	Die Idioten	100
Barbara Zschorn	Olga	112
	Mehr als wilde Gesten – Zu junger Rocklyrik	114
VORRAT	Joachim Ringelnatz	127
Volker Dietzel	Du sollst Dir kein Bildnis machen	140
MEINUNGEN	Ursula Sillge, Hartmut Bosinski zu Jürgen Lemke	147
KRITIK		
Dorothea von Törne	zu: Eberhard Häfner „Syndrom D“	150
Thomas Wieke	zu: Benedikt Dyrlich „Hexenbrennen“	153
LESART		
Johannes Jansen	zu den Poesiealben von Uta Ackermann, Gudula Ziemer, Bernd Igel	156

Redaktion: Ulrike Bresch (Chefredakteur und Prosa), Frank Goyke (Redaktionssekretär und Dramatik), Kerstin Hensel (Lyrik), Claudia Kleinschmidt (Theorie und Prosa), Jacqueline Kühne (redaktionelle Mitarbeit), Matthias Oehme (Kritik), Bernd Rückert (Gestaltung), Regina Scheer (Dokumentarliteratur), Thomas Wieke (Lyrik)

Thomas Böhme

ein kreisen sequenzen aus der poetik qualepoeteles

(1)

er hatte sich von der zeilengeburt losgesagt & versuchte sich nun an zwischenlösungen, deren ergebnis gerade das gegenteil von abbildungen darstellte, dabei probierte er unauffällig die innovationsfähigkeit eines grundmusters, das er mangels besserer begriffe das schema nichtrealistischer prosa nannte.

(2)

du folgtest also bei vollem bewußtsein einer fährte von anweisungen, die, hättest du sie nicht selbst formuliert, aus einem msterkatalog abschreckender beispiele von literatur stammen konnten –; du tatest dies indes mehr zur eigenen erheiterung denn zur anwendung und beschränkest dich ganz & gar auf den minimalgenuß eines hämischen so als ob:

(3)

die anweisungen
eine auswahl

b.) wählen Sie Ihren titel! also vielleicht einen unähnlich anderen, daß er nichts über sich selbst hinaus andeutet; möglichst wenig erinnerung an etwas schon gelesenes wecken & erst recht keine neugier auf irgendein abenteuer.

das beispiel: „verfrühtes flambieren“

das bessere beispiel: „prosA nR. 123“

c.) Sie haben es in der hand: das zitat vor dem text hat der abschreckung uneingeschränkt zu dienen! denken Sie an etwas fremdsprachiges – vorteilhaft immer latein, besser noch griechisch. so vergleichbar den stellenangeboten nach folgendem muster: sekretärin gesucht, HSA, kenntnisse in rumänisch u. koreanisch erforderlich. (Sie haben die garantie, diese stelle bleibt unbesetzt, maximal eine bewerberin, das erspart drei dutzend höflichkeitshalber zu führende einstellungsgespräche.) und hier das beispiel:

„Genus spectaculorum unum atque in omni

*coetu idem: nudi iuvenes, quibus id ludicrum
est, inter gladios se atque infestas frameas
saltu iaciunt."*

(P. Cornelii Taciti de Germania liber. Schlettstädt, 1515.)

die scheinbare zufälligkeit des gewählten mottos täuscht den kundigen leser (solche treten zum glück nur noch als unikate in erscheinung) doch nicht über seine grundlegende bedeutung für verstehen u. penetrieren der tieferen schichten des textes hinweg, was vor mißdeutung zwar nicht schützt, mithin versiegelnde wirkung besitzt. bei der quellenangabe behaupten Sie ohne hemmung, nach der erstausgabe zitiert zu haben; es gehört dies zu den regeln des elitären geschmacks und dient üblicherweise der einschüchterung von recherchesüchtigen schnüfflern.

d.) haben Sie sich für figuren entschieden?!

geben Sie ihnen inka-namen oder die schwer auszusprechenden einer babylonischen dynastie (mes-ki-ag-ga-sche-ir, ennunandanna). oder aber namen, deren klang empfindungen weckt, die mit den gesten u. worten der figur aufs schärfste kontrastieren. geben Sie ihnen buchstaben, ziffern, titel, abkürzungen von titeln, oder nennen Sie sie einfach nur beim personalpronomen, und verändern Sie die methode mehrmals im text, sonst war Ihre mühe umsonst; einer identifiziert sich immer, und das ist schon schlimm genug.

m.) strukturieren Sie Ihren text (12) nicht nach sinneinheiten sonst (13) kreidet man Ihnen jeden (14) absatz u. jedes kapitel als nicht (15) gerechtfertigt an besser (16) Sie numerieren willkürlich die partikel etwa (17) nach der verszählung der (18) bibel andernfalls bieten Sie einfach fortlaufende zeilen nach dem muster des stream of consciousness bloß nennen Sie das um gottes willen nicht ‚inneren monolog‘ oder ‚traum‘ oder ‚epiphanie‘ sonst überrollen Sie die bedeutungskommandos und ehe Sie auch nur verdacht geschöpft haben sind Sie samt Ihrem werk unter sekundärliteratur begraben der text ist das beispiel wie die variante (stellung & wechsel)

n.) selbst wenn Sie es eilig haben

machen Sie es nie unter 1 000 seiten

alles andere wird gelesen

wie sehr Sie auch daran gearbeitet haben

es zu verhindern.

ab tausend sträuben sich selbst hartnäckige

linguisten & skriptomanen

& was darüber ist

haben Sie beinah für sich allein geschrieben.

und genau das

sollte doch Ihre absicht gewesen sein

(falls Ihnen das material ausgeht: flattersatz! oder

o.) laufen Sie antiquarische fundstrecken, schnappen Sie sich vom

wühltisch ein halbes dutzend genuiner werklein, deren verfasser kein lexikon & keine noch so akribische literaturgeschichte verzeichnet; streuen Sie deren vergnüglichsäte gut gemixt in den text – steigern Sie so Ihren unnachahmlichen stil bis zur unerträglichkeit.

v.) inhalte sind ein zeichen der schwäche!

läßt sich ein buch von beträchtlichem umfang auf eine halbe seite reduzieren, war alle mühe verfehlt.

lassen Sie sich unter keinen umständen und von niemandem dazu hinreißen, das thema Ihres schreibens zu formulieren. hat man Sie erstmal auf ein thema fixiert, werden Sie den fluch, inhalte mitzuteilen, nie wieder los.

strafen Sie Ihrerseits interpretationsansätze anderer mit verächtlichem schweigen. vorsicht! dementieren Sie nie, oder Sie haben sofort einen interpreten der gegenpartei am halse.

w.) dennoch, Sie haben zwar alles befolgt, es befällt uns ein leiser zweifel, ob nicht grade von Ihrer suppe genüßlich gelöffelt wird, nämlich dann, wenn man Ihre methode in die nähe des dokumentarischen rückt.

o, man wird Ihnen Ihre statements nicht abkaufen, nicht daß Sie ein menschenfeind sind, nicht Ihren haß auf die realität, nicht Ihren nihilismus.

man wird Ihr opfer, die preisgabe Ihres genies, nicht einmal zu würdigen wissen, man wird Ihnen einen preis anheften, wenn Sie nun mal an der reihe sind.

drohen Sie mit der erarbeitung einer werkausgabe, das schafft aufschub. vielleicht, daß man Sie vorerst in ruhe läßt in erwartung von vollständigkeit, eines offenbarungseids letzter hand. und bis dahin tragen Sie Ihre entwicklungsfeindlichkeit wie einen schild vor sich her, damit Sie wenigstens der gefahr entgehen, ein rebellenidol zu werden.

(4)

vollends wollte er nun seinen moll-ton treffen, um den er sich einerseits so vergeblich bemüht hatte wie um alles, den er andererseits jetzt so ziel-sicher einkreisen würde wie das nichts, und grollend löste er sich aus den übereinkünften, die ihm eine hauptrolle predigten, derweil ihn vor allem das nebensächliche anzog: er dachte kaviar oder kaffeesatz – es war gleich gültig – eine runde noch, und dann stünde er unbescholten, und der prägungswahn seiner gegenwart wäre endgültig von ihm genommen.

(5)

die wörtlichkeit der dinge

der mehrzwecköffner

die zweckmäßige anordnung der einzelnen öffnungselemente ermöglicht

der hausfrau, dem touristen, dem küchenpersonal und den vielen anderen nutzern unseres neuartigen universalöffners ohne kraft- und zeitaufwand eine völlig unfallfreie arbeit. alle ersatz- und behelfsmittel werden überflüssig.

- a.) die große aussparung gegenüber der griffseite
- b.) der konisch verzahnte ausschnitt im mittelteil
- c.) der in der kleinen aussparung an der griffseite des öffners
- d.) verklemmte kronkorken mit geringem druck
- e.) im innenkonus des öffners verklemmt und durch drehen
- f.) oder durch leichtes heben mit dem unter dem bördelrand
- g.) des industrieglaskonservenverschlusses angesetzten öffners
- h.) bei gleichzeitigem drehen des glases
- i.) mit leichtem schlag des handballens auf den dorn
- j.) werden auf einfachste weise ausgußöffnungen
- k.) in dosen gedrückt

(6)

von diesem moment an begriff er die anforderungen des tages als ein bloßes hinaufstarren, &, er weigerte sich, das zeichen zu setzen, das seinen abfall signalisiert hätte; statt dessen gelangte er in eine position, von der aus es ihm ein leichtes gewesen wäre, den noch so störrischen bedingtheiten endlich die stirn zu bieten.

(7)

wenn es denn eine grundformel gab, derentwegen es lohnte, kalamitäten auf sich zu nehmen, so hattest du sie in jener phase bereits kreativ überwunden; und schließlich erfolgte dein abgang nach ebendenselben gesetzen, nach denen du angefangen hattest zu fragen. aber noch standen antworten preiswert bei fuße. du brauchtest nur anzustiften, und alles erledigte sich im endlichen kaos. du erwähntest nun auch den erinnerten duft des kakaos.

(8)

laß die verfehlten erwartungen von dir abprallen; diese einbrüche rechtswidriger anklagen sind so gegenstandslos wie die summe aller verweigerungen, flaggenleicht, überbestürzt, beinahe außer der mode:

- | | |
|---------------------------|--|
| – keine leichen | abfuhr dem anekdotischen wie dem methodologischen, dem detektivischen und dem karikativen, ebenso wie dem karitativen, dem kastrativen, dem attraktiven, |
| – keine folterungen | dem direktiven, dem intensiven, dem psychotischen, dem ödipalen, dem verwickelten, dem historisierenden, dem psy- |
| – kein blutvergießen | |
| – kein sex | |
| – keine perversionen | |
| – keine verwechslungen | |
| – kein schlachtengetümmel | |

- keine verstrahlungen chologisierenden, ergo dem raunenden
- keine zeitreisen beschwören!

(9)

die dinglichkeit der wörter

beispiel: qu
quallen quälen quappen quadratisch
quark quirlen
quellen queren
querulanten qualifizieren
quasare, quinten, quasimodo
qualitäten qualtsam quinnen
anymore questions?

(10)

„er hatte die frühe ankunft aleixandres erwartet, doch führte ihn eine ahnung zu dem entschluf, nicht den morgenkaffee zu süßen, auf daß ihm die bitterkeit eines kleinen verzichts für den ersehnten moment auf der zunge gerinne. er bestellte ein taxi für felician laracine.“

auch hier war nach der devise verfahren: wer den ersten satz nicht versteht, wird auch am folgenden wenig freude haben. dabei konnten die grundregeln einer grammatik durchaus beibehalten werden; dem leser suggerierte es, daß er eigentlich verstehen müßte, was er las, es ging ja an seine eitle substanz. selbst wenn er Sie einen langweiler nennen wird, haben Sie die geheime freude, ihm seine grenzen gezeigt zu haben.

(11)

waren genügend knoten geknüpft, konnte er sich die quoten errechnen, nach denen in diesem spiel die gewinne honoriert wurden. jedenfalls sah er keinen grund, seiner zahlenkombination zu mißtrauen, und wenn schon, er hatte die pfoten im richtigen dreck, das allein zählte, und die stiefziffern zählte er peinlich präzise mit. hin.

Thomas Böhme
katastrophen hunger
ein frühstück

1
schlagen Sie auch nach der zeitungshand, die sich unter dem tür-
rand hindurch lügt; treten Sie etwa für die befriedung des südens
– ein/aus? die bedingungen sind dieselben

2
manche morgenfrage spült der kaffee schon aus.
eine verdünnung der ausnahmezustände.
ja, geschah ihm ganz recht, von den namen der schaden der freuden
ganz mal zu schweigen. nicht wahr

3
etwas findet sich. flüssigkeitsreif – pottwale neben meer spinnen.
abgesunkenes (nun alles abgesunken – ein vers) – der alte kummer
bei denen u-booten, submarine niemals yellow

4
heute ein appetitstreik der keinesfalls hunger verübelt.
Sie haben es gern so zäh, vierminuteneinhalbei.
ja und, kleinkriege etwas klein kriegen, halbstündig abgespult;
vorabendmutmaß nun im ausdrück gestrafft u. verbindlich behauptet.
behaupten Sie sich

5
fülln sich wieder bauch & hirn.
fannasie anne macht. wassn nun noch: gezinkte moneten pink stromer
waffelmaschine. gelinkte momente getürktes lila freibänke usf.

6
zwischenruf
wegen dem bißchen welt bringt ihr euch um!

7
nebenher sende tat sprech zeit. classic pop mixed pickles.
passend zum wetter vivaldi. großes tor von kiew. smarte kälber
vom jungdamm; nicht alles – denken Sie nur – ist live, wald
eröffnung in coca light colonie.
früh ein stück doppelrahm. setzt nicht an.

sorgen Sie sich nicht um die gage der geiger zähler salut, specht
pause country saloon

8

oder, hart an der seuchenspur. serum versehrte, verfickte
konserven; laß Dir mal bloß Deine brötchen nicht restlos
vermiesen. alles halb so gewollt, alles schweinekram.
schon mal'n bandwurm abgetrieben?
na eben, jetzt sind wir schon pardon pär du.
nächstes beispiel die

9

wüste – sie wächst u. sie lebt. vitaminsprüche a bis f
das spürt man – der sand zwischen zähnen, die erze die engel
korrupte kohorten. archäologen gekröse

10

nun, sichtbar zusammen gerafft. baff erleichtert.
hier seine spucke gespart dort ein bon mot; eintritt ins
öffentliche offene offenbare. die hardliner mischen sich unter
die softies die mufties die grufties.
da haben sie ihre sendungen intus.
nu rinn ins jetriebe.
kräftig. ausschreiten. eine offerte. der tag bricht

11

an und ab geht die post.
die öffentlichen manövrieren sich durch die staus.
jetzt so fürs erste die leichen. gezählte stationen.
die vorarbeit des verdauens. das tatsachen doping.
der tag bricht

12

lokales:
ad libitum

Thomas Wieke
Die elfte Fußnote
Umberto Ecos

An diesem neunundzwanzigsten November war das Wetter genau so, wie man es vom vorletzten Novembertag erwarten durfte, der Teufel mußte mich geritten haben, als ich mir diese Dienstreise aufschwätzen ließ. Ich hätte auf ein entzündetes Ohr oder auf einen unangenehmen Durchfall verweisen und zum Arzt gehen können. Statt dessen hatte ich mich in diese Kleinstadt schicken lassen.

Es war drei Uhr nachmittags, mein Auftrag war erledigt, die Mitropagastätte sah so aus, daß man sie leicht mit der Bahnhofstoilette verwechseln konnte, mein Zug ging erst in drei Stunden, meine Rückfahrkarte hatte ich, Zeitschriften gab es am Kiosk natürlich auch keine mehr – also ging ich in die Stadt zurück.

Vom Bahnhof weg führte eine Straße, die im Nieselregen matt schimmerte. Es war eine von diesen Straßen, die immer abschüssig wirken, ganz gleich, in welcher Richtung man sich auf ihnen bewegt. Sie bestand aus buckligen Steinen, mit denen anscheinend alle Kleinstadtstraßen gepflastet sind, Steine, die sich allen Versuchen der Asphaltierung widersetzen, indem sie sich stets schon nach kurzer Zeit wieder durch den aufgetragenen neuzeitlichen Straßenbelag beulten.

Während ich zum Markt ging, auf dem mich nichts erwartete, beschäftigte mich der Gedanke, daß der Straßenbelag nicht aus Asphalt, sondern aus Bitumen bestand, daß ich mir folglich statt der Asphaltierung eine Bitumisierung vorzustellen hätte. Allein diese tiefsinnige Überlegung läßt ermessen, wie elend mir war. Ich passierte eine Nebenstraße und bog in den Boulevard ein, eine der landesüblichen Fußgängerzonen mit den immergleichen Kugelleuchten.

Ich überlegte, nach welchem Klassiker, Vorkämpfer oder Staatsgründer dieser Boulevard benannt sein mochte, als mir eine Gaststätte auffiel, die ich am Vormittag übersehen haben mußte. Ich verfüge normalerweise über ein sicheres Orientierungsvermögen, selbst in fremden Kleinstädten, und ich war mir sicher, morgens den gleichen Weg vom Bahnhof zum Markt gegangen zu sein, um im Rat der Stadt meinen dienstlichen Obliegenheiten nachzukommen. Aber dieser Boulevard kam mir gänzlich unbekannt vor.

Die Gaststätte nannte sich „Central-Café“, die Schriftzüge über dem Eingang waren zwar noch altertümlich, aber sie mußten irgendwann in der Zeit der Kugelleuchten frisch vergoldet worden sein. Ich witterte

eine Gelegenheit, die nächsten drei Stunden im Warmen und bei einer anständigen Tasse Kaffee zu verbringen. Trotz meiner reichlich negativen Erfahrungen mit Dienstreisen in Kleinstädte habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, jenem alten Café wiederzubegegnen, an das ich mich zwar erinnere, von dem ich aber nicht mehr weiß, wo es war; ein Café, das allen Stürmen der Modernisierungswut getrotzt hat: Schwingtüren mit Griffstangen aus Messing, Marmortische, Stühle aus geschwungenem Bugholz, auf denen man nichts weniger als bequem sitzen kann, deren ungepolsterte Sitzflächen aber der Inbegriff der Bequemlichkeit eines Caféhauses sind, große Spiegel an den Wänden, eingefasst von farbigem Glas, zwischen samtene Portieren geschweifte Garderobenhaken, und im hinteren Teil des Raumes eine hölzerne Empore, auf die man über eine knarrende Stiege gelangt, eine Art zweite Etage, von der aus der Gang zu den Toiletten führt, die natürlich weiß gekachelt sind und deren Armaturen noch von Villeroy & Boch stammen; in diesem Café bedienen Serviererinnen mit altmodischen Kaltwellenfrisuren und Spitzenhäubchen; man muß „Fräulein“ rufen, aber man braucht sich nicht plazieren zu lassen.

Ich trat ein und hatte die Aluminiumgriffe der Schwingtür kaum losgelassen, als meine Brille beschlug, so daß ich den spröden Charme der späten sechziger Jahre, der mich empfing, nur verschwommen und allmählich wahrnahm. Bei genauerem Hinsehen zeigten sich noch Rudimente *meines* Cafés. Spuren einstiger Stimmigkeit, so wie man bei alten Klosterruinen noch an den Pfeilern die Ansätze früherer Gewölbe sehen kann. Doch offenkundig war hier schon vor zwanzig Jahren Modernität eingezogen, an Stelle der Empore war eine Bar eingerichtet worden, statt der Spiegel umliefen Verkleidungen aus Spanplatten den Raum, rotgepolsterte Stühle standen an Sprelacartischen, auf denen der einfallslose Blumenschmuck die Preisklasse auswies. Wieder klarsichtig, im wahren Sinne des Wortes, bemerkte ich, daß ich einen gastronomischen Erlebnisbereich betreten hatte, an dem kein Stilwille sich jemals patzig gemacht hatte.

Die Tische waren bis auf einen unbesetzt, nur drei ältere Damen, altmodische Hüte auf dem Kopf, nahmen standhaft ihren Kaffee – sie als letzte verkörperten den ungebrochenen Geist des einstigen „Central-Cafés“. Am Bartresen hockte ein Mann unbestimmten Alters, langhaarig, intellektuell, er konnte zwischen zwanzig und fünfzig sein, Student, Meliorationsingenieur, Arzt oder Literaturwissenschaftler. Sein Aufzug wirkte, ohne eigentlich auffällig zu sein, irgendwie clownesk. Von meinem ersten Schritt ins Lokal an hatte er mich aufmerksam gemustert und meine Versuche, durch die beschlagene Brille zu schauen, mit einem Gemurmel kommentiert, von dem ich nur den Schluß verstanden hatte: „... siehst du was. Durch sagt ich seh ich.“

Ich weiß nie, wie ich mich in solchen Situationen richtig verhalten soll.

Setzte ich mich in die entlegenste Ecke des Cafés, forderte ich vielleicht noch mehr seine Neugier heraus, und er käme am Ende zu mir an den Tisch. Setzte ich mich neben ihn an die Bar, wäre das ebenso mißzuverstehen. Er konnte sich also durch Distanz und Zuwendung gleichermaßen provoziert sehen, wenn ich sie zu demonstrativ vorträge. Ich entschloß mich zum Mittelweg, der mir schon oft Ausweg gewesen war, setzte mich an das Halbrund der Bar, drei Hocker von dem anderen entfernt, nickte ihm freundlich abwesend zu und bestellte Kaffee.

„An der Bar nur Espresso“, antwortete mürrisch der Barmann, der das ganze Gegenteil des anderen Gastes war, klein, hager und kurzhaarig, mit einer runden, dünnrandigen Brille, von der ich nicht zu sagen wußte, ob sie einer längst vergangenen oder der neuesten Mode entsprach.

Unter Umständen ist das ja dasselbe. „Dann eben einen Espresso!“ sagte ich.

Ich nippte am Kaffee, den der Barmann mir hinschob, und fand ihn gut. Ich entschloß mich, eine Zigarette zu rauchen, und überlegte, wieviel Kaffee ich trinken und wieviel ich rauchen würde, wenn in den nächsten drei Stunden weiter nichts geschähe. „Jetzt haben wir alles zusammen“, sagte in diesem Moment der andere Gast, „eine klassische literarische Situation.“

Er hatte nicht laut gesprochen, aber so, daß ich es gut verstehen konnte, er hatte dabei den Barmann angesehen, der vertraulich nickte, als handelten beide im Einverständnis.

„Noch einen Espresso!“ bat ich. „Sie reden von mir?“

„Natürlich“, sagte der andere und wandte sich mir nun direkt zu. „Sie sind jetzt in einer der tristesten Situationen, die man erleben kann, der nämlich, in einem trüben Augenblick, möglicherweise an einem unbekanntem Ort, in einer fremden Gegend, in einer Bar zu trinken, um die Zeit totzuschlagen, im unbewußten, gewöhnlich enttäuschten Warten auf etwas, das die Einsamkeit unterbrechen könnte.“

„Nun sind Sie ja da“, warf ich ein.

„Sicher ist das eine sehr unerträgliche Situation“, setzte er ungerührt fort, „und dennoch gelingt es dem, der sich in ihr befindet, fast stets, sie erträglich zu finden, wenn er sie als eigentlich sehr – ‚literarisch‘ – auffaßt.“

Beim Wort „literarisch“ schob er dem Barmann das leere Glas hin, worauf dieser ungesäumt eingoß; so geriet das Wörtchen in wohlgesetzte, gestische Anführungsstriche. Ich hatte mehr und mehr das Gefühl, einer Vorstellung beizuwohnen, ich wußte nur noch nicht, wer das Stück geschrieben hatte und wer die Akteure waren.

„Warum literarisch?“ fragte ich.

„Weil eine ganze Literatur uns an die Konvention gewöhnt hat, daß, wenn ein Mensch allein in einer Bar sitzt und trinkt, bald irgendein Er-

eignis eintreten wird: Im Kriminalroman wird es das Auftauchen einer platinblonden Schönen sein, bei Hemingway eine weniger aufregende Begegnung, ein Gespräch, eine Offenbarung des – ‚Nichts‘.“

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Wieder hatte der andere seine gestischen Anführungszeichen gesetzt, indem er sich einen Aschenbecher herangezogen und eine Zigarette angezündet hatte.

„Eine bestimmte erzählerische Ordnung sieht also, nunmehr institutionalisiert, vor, daß, sobald jemand alleine in einer Bar sitzt und trinkt, etwas passieren muß. – Sie sind überrascht?“ „Das auch“, erwiderte ich.

„Doch will ich Sie zunächst auf zwei Unstimmigkeiten aufmerksam machen. Erstens nämlich sitze ich nicht in einer Bar, sondern im Central-Café, auch wenn der unerforschliche Ratschluß gastronomischer Leitungsgremien einen Bartresen in dasselbe verbracht hat. Und zweitens ist das, was ich trinke, Espresso, wie der Kollege Barkeeper so treffend bemerkt hat – ein sehr guter Espresso übrigens, bringen Sie mir bitte noch einen! –, und dieses Getränk, will mir scheinen, paßt weder so recht in den Kriminalroman noch zu Hemingway.“

„Ich bin auch keine platinblonde Schöne“, sagte der andere. „Man muß sich bescheiden können.“

„Und was meine Überraschung betrifft“, sagte ich und schob nun auch, der effektvollen Pause wegen, die Mokkatasse von mir weg, „so gestehe ich, mit einiger Überraschung bemerkt zu haben, daß der Text, den Sie vorhin aufsagten, von Umberto Eco ist, der ihn in seinem Aufsatz ‚Form als Engagement‘ mitteilt.“

„Und zwar in der elften Fußnote“, sagte der Barmann. „Ihr dritter Espresso, bitte!“

„Und noch etwas stimmt nicht“, sagte ich. „Ich saß nämlich nicht einsam an der Bar, sondern erfreute mich von Anfang an Ihrer Aufmerksamkeit.“

„Aber eben nur“, meinte der andere, „weil sie das ideale Objekt für diese klassische literarische Situation waren. Sie können mir das glauben! Ich bin Leiter der Bebebe.“

„Der was, bitte?“

„Bornstedter Bibliophilen Boutique.“

„Vormals Mendels Antiquariat“, sagte der Barmann. „Sie kennen den Laden nicht? Sollten Sie aber! Liegt nur zehn Minuten weg.“ „Bornstedter Bibliophilen Boutique am Boleslaw Bierut Boulevard“, brabbelte ich.

„Das ist stark, Sie sind also der hiesige Bücherwächter. Was müßte nun Ihrer Meinung nach geschehen?“

Der andere sah den Barmann an, der nur mit den Schultern zuckte, als wüßte er nicht zu entscheiden, ob es sinnvoll sei, das Gespräch mit mir fortzusetzen.

„Sie begreifen immer noch nicht? Es ist schon geschehen! Mehr kommt nicht. Wir haben ein Gespräch über drei Hocker hinweg geführt. Sie

sind Umberto Eco begegnet, Sie haben anständigen Kaffee bekommen – das ist doch mehr, als Sie erwarten durften.“ Er hatte recht. Ich nickte. Der Gegenstand schien erledigt. Ich sah mich im Lokal um. Die drei Damen waren verschwunden, ohne daß ich bemerkt hätte, wie sie bezahlten oder wann sie gegangen waren. Mir kam der Gedanke, daß sie nur Statisten in der Kulisse gewesen waren, die in dem Moment, da die Inszenierung ihrer nicht mehr bedurfte, von der Szene zu verschwinden hatten.

Der Barmann putzte die Gläser, und der andere Gast wandte sich mir wieder zu. Aber ich wollte ihm diesmal die Initiative nicht überlassen.

„Meine Erwartungen waren dennoch auf etwas anderes gerichtet“, sagte ich schnell. „Ich hätte – verzeihen Sie mir – eine platinblonde Schöne dem Text von Umberto Eco vorgezogen. Oder einen Mann, der unsicher um sich blickend einen Koffer am Eingang abstellt und am Tresen fragt, ob er mal rasch telefonieren könne.“

„Dieser Mann könnten Sie gewesen sein“, fiel mir der andere ins Wort.

„Dann wären Sie selbst das Ereignis gewesen, auf das Sie warteten. Wo haben Sie übrigens ihren Koffer?“

„Ich bin ohne Gepäck unterwegs“, sagte ich. „Ich wüßte auch gar nicht, mit wem ich hier telefonieren sollte.“

„Natürlich mit dem Mann, dem Sie den Koffer übergeben sollten und den Sie am Bahnhof verfehlten.“

„Nun hören Sie aber auf, Bücherwächter!“ sagte ich, auf das Spiel eingehend. „Sie wissen genau, daß ich den Koffer der platinblonden Schönen übergeben muß.“

„Gut“, sagte der andere. „Aber Sie stehen nicht auf blond. Alle Blondinen sehen ihnen gleich aus. Sie haben sich auf dem Bahnhof umgeschaut und unter den blonden Frauen keine finden können, die Ihnen als die *platinblonde Schöne* avisiert worden war. – Übrigens finde ich es wirklich unpassend, daß Sie andauernd nur Kaffee trinken. Was würden sie sagen, wenn ich sie zu einem ordentlichen Drink einlade?“

„Ich würde vermutlich ablehnen“, antwortete ich.

„Sind sie Alkoholiker, daß Sie so abstinent leben müssen?“

„Sind wir schon so weit, daß man für einen Alkoholiker gehalten wird, wenn man nicht trinkt?“ fragte ich zurück.

„Gut, gut. Es steht Ihnen frei abzulehnen“, sagte er. „Wenn ich das nun aber, was mir ebenso freisteht, als Beleidigung auffasse und Sie meinerseits beleidige?“

„Stehe ich auf und gehe ...“

„Und ich folge Ihnen. Und wenn Sie auf die Straße treten, werden Sie feststellen, daß Sie nicht auf dem um diese Zeit sehr belebten Boleslaw Bierut Boulevard stehen, sondern in einer dunklen, menschenleeren Seitengasse. Sie werden in der Dunkelheit den blitzenden Stahl meines Messers wahrnehmen und ...“

„... meinerseits zum Messer greifen. Hören Sie, Bücherwächter, wir sind hier nicht in Argentinien, und außerdem ...“

„Während ich aber ein langes protziges Messer ziehe, werden Sie ein kleines, fein verziertes ziehen. Und obwohl keiner von uns je mit dem Messer gekämpft hat, werden diese beiden Waffen uns zwingen, gegeneinander ...“

„Es ist genug!“ unterbrach ich ihn. „Sie entwickeln die ganze Zeit Literatur. Aber jetzt ist es genug!“

Der andere nahm einen Schluck und brannte sich eine neue Zigarette an. „Sie sind abermals im Irrtum“, bemerkte er. „Sie sind derjenige, der hier Literatur entwickelt.“

„Das kann nicht sein“, sagte ich. „Ich höre Ihnen nur zu und antworte Ihnen.“

„Nein“, erwiderte er, „Sie spielen mit. Und außerdem“ – er nahm einen tiefen Lungenzug – „sind Sie der Autor, Regisseur und Hauptdarsteller dieses Stückes. – Bestellen Sie sich ruhig noch einen Espresso!“

Er beschäftigte sich mit einem Strunk in seiner Zigarette und versuchte gleichzeitig, sich die widerspenstigen Haarsträhnen aus dem Gesicht zu wischen, während mir der Barmann beflissen einen neuen Mokka gab. Dann fuhr er, heftig an seiner Zigarette nuckelnd, fort.

„Es hat doch keinen Sinn – die Augen vor der Wahrheit – zu verschließen. Sie sind – als Dienstreisender in diese Kleinstadt gekommen, haben Ihren – Auftrag erledigt und langweilen sich. Sie wissen schon nicht einmal mehr genau, ob sie in Böbern, Bornstedt oder Babelsberg sind. Sie denken: In der Provinz gibt es keine Kleinstadt, die nicht der anderen gleicht, selbst darin, daß sie sich verschieden glaubt. Sie kommen vom Bahnhof und suchen eine Kneipe. Sie wundern sich, daß alle Straßen, die in solchen Orten den Bahnhof mit der Innenstadt verbinden, irgendwie abschüssig wirken. Sie sinnieren über das Pflaster ...“

„Woher wissen Sie das?“

„... über das Pflaster nach, und Sie können sich nicht daran erinnern, wie der Boulevard heißt. Aber Sie betreten ein Caféhaus, das Ihnen Wärme und anständigen Kaffee verspricht. Sie kommen herein mit der, vielleicht unterbewußten, Kenntnis einer Stelle bei Umberto Eco ...“

„Moment, die ist mir erst eingefallen, nachdem sie lang und breit ...“

„Sie sind ein eifriger Leser, unter anderem Leser ästhetischer und literaturwissenschaftlicher Schriften. Sie gehören, nebenbei bemerkt, zu jenem unangenehmen Lesertypus, der in einem Buch das Spiegelmotiv oder das Labyrinthmotiv entdecken kann und glaubt, damit sonst was für einen Fund gemacht zu haben. Aber Sie kennen natürlich die Stelle bei Eco, ebenso kennen Sie Kriminalromane und Hemingway. Denn Sie verhalten sich genau literaturadäquat. Dann setzen Sie sich und zwingen mich, Ihnen die Stelle, die in Ihrem Unterbewußtsein verschüttet liegt, vorzutragen und bewußtzumachen.“

„Ich habe Sie zu gar nichts gezwungen!“ versuchte ich zu protestieren. „Doch, das haben Sie. Es gibt zwar im Strafgesetzbuch keinen Paragraphen, der die vorsätzliche oder fahrlässige Herbeiführung einer literarischen Situation unter Strafe stellt, aber der Tatbestand steht außer Zweifel.“

„Das ist doch Unsinn“, sagte ich. „Mein Gang vom Bahnhof hierher, mein Wunsch, im Warmen zu sitzen und Kaffee zu trinken – bei diesem Wetter ein sehr legitimes Bedürfnis, wie Sie zugeben müssen –, sind doch vollkommen unliterarisch. Wahrscheinlich ergeht es täglich Tausenden Dienstreisenden so.“

„Das schon“, räumte er ein. „Aber von diesen Tausenden Dienstreisenden hat kaum einer die Stelle bei Eco gelesen. Und von den wenigen, die den Aufsatz gelesen haben, werden viele die elfte Fußnote übersehen haben. Und von dieser schon sehr geringen Zahl von Dienstreisenden verhält sich die überwiegende Mehrheit medienadäquat und nicht literaturadäquat. Verstehen Sie jetzt?“

„Wenn das ein Kompliment sein soll ...“

„Ohne dieses Zusammentreffen der elften Fußnote Umberto Ecos mit Ihrem Verhalten gäbe es kein Central-Café auf dem Boleslaw Bierut Boulevard ...“

„Ich fürchte, Sie übertreiben.“

„Sondern höchstens ein gleichnamiges Café auf der Wilhelm Külz Straße, in einer anderen Stadt. Es gäbe keinen Barmann, der Ihnen fortwährend Mokka serviert, und ich würde nicht mit Ihnen sprechen.“

„Wollen Sie damit sagen, daß dies alles hier nichts anderes als meine eigene literarische Imagination ist?“

„Imagination gewiß“, sagte er lächelnd. „Ob Ihre eigene allein, ist dagegen sehr fraglich.“

„Und Sie meinen“, fragte ich nach, „ohne das Zusammentreffen meines Verhaltens mit der elften Fußnote von Eco säßen wir jetzt nicht hier?“

„Dann spielten wir an einem anderen Ort ein anderes Stück.“

Auch der Barmann lächelte. Aus den Gesichtern der beiden sprach das unverhohlene Gefühl der Überlegenheit.

„Trinken Sie doch endlich mal was anderes!“

„Gut!“ lenkte ich ein. „Was können Sie mir empfehlen?“

„Die Getränkekarte“, sagte der Barmann. Er beugte sich kurz unter den Tresen und holte eine in grünes Leinen gebundene Karte hervor. Ich schlug sie auf und staunte. *Mauerinschriften* las ich und eine *verbißne zerrißne Elegie in Schwarz*, statt Cocktails und Longdrinks wurde *nur ein Beispiel* angeboten und *ein Blick nach innen, zwei ins Leben*. Ich verzichtete darauf weiterzulesen und gab die Karte zurück.

„Haben Sie noch etwas anderes anzubieten?“ fragte ich.

Wortlos holte der Barmann noch eine sandfarbene Mappe hervor, die schon etwas abgegriffen wirkte, und auch der andere Gast beugte sich

nun weit über den Tresen und zog eine rote und eine weiße Mappe heraus.

„Ich finde, das geht zu weit“, sagte ich.

„Sie entschuldigt, daß Sie fremd hier sind“, nuschelte der Barmann, „sonst wüßten Sie, daß Sie hier im ...“

In diesem Moment ging die Schwingtür. Der Barmann verstummte. Ich drehte mich um. Eine platinblonde Schöne trat herein, schaute sich unsicher um und steuerte dann direkt auf mich zu.

„Wo hast du den Koffer?“ lispelte sie.

„Auf dem Bahnhof, Kleines“, antwortete ich.

Wie in Trance flötete sie, während ich zahlte: „Alle Bahnhöfe gleichen einander; es macht nichts, wenn die Lampen kaum über ihren fahlen Lichthof hinausleuchten, allzu gut kennst du dieses Milieu mit seinem Geruch von Zügen, der hängenbleibt, auch wenn alle Züge schon abgefahren sind, mit seinem eigentümlichen Bahnhofsgeschmack nach der Abfahrt des letzten Zuges.“

„Danke für das Stichwort, Kleines“, sagte ich. „Stimmt so!“

Ich ließ das Wechselgeld auf dem Tresen liegen und verließ, mit der Platinblonden am Arm, das „Central-Café“.

Im Gedränge des Boulevards verlor ich sie. Ich fragte mich zur Bornstedter Bibliophilen Boutique durch, sie lag wirklich ganz nahe, erstand dort Italo Calvinos Roman „Wenn ein Reisender in einer Winternacht“ und kaufte die Ausgewählten Werke von Jorge Luis Borges. Durch eine kleine, dunkle und menschenleere Gasse gelangte ich auf die abschüssige Straße, die zum Bahnhof führt. Der Zug war, wie nicht anders zu erwarten, ungeheizt, das Licht zum Lesen zu schlecht, zum Schlafen zu hell. Die Hauptstadt begrüßte mich mit der ruppigen Ankündigung des Pendelverkehrs auf der S-Bahn-Strecke. Aber darüber wunderte ich mich nun nicht mehr; es paßte irgendwie zu diesem Tag.

Hanns Erfurth

Geschichte der herzoglichen Privat-Bibliotheken zu Coburg-Gotha. Nach bislang unbekanntem Quellen.

Bald nach Kriegsende stellten die neugeschaffenen Behörden der thüringischen Landesregierung Nachforschungen über den Verbleib der herzoglichen Privat-Bibliotheken zu Coburg-Gotha an. Diese Nachforschungen führten zu keinem befriedigenden Resultat, sie wurden wohl auch nicht mit dem entschiedensten Nachdruck betrieben.¹ Die Bibliotheken galten als verloren. Man nahm an, daß sie im Zuge der Auslagerungen während des Krieges an einen unbekanntem Ort verbracht oder von geschäftstüchtigen Nazibonzen frech verhökert worden waren.

Seit kurzem bin ich im Besitz von Dokumenten, die, wenn schon nicht Aufklärung über den Verbleib, so doch eine Erklärung für das Verschwinden geben können. Gemeint ist nicht die alte Bibliothek im Schloß Gotha, die heute als Forschungsbibliothek der Wissenschaft offensteht, die Rede ist von den Privat-Bibliotheken des Herzogs Ernst II. Die fraglichen Dokumente übergab mir, nachdem ich ihn im Café am Buttermarkt kennengelernt und mich als Zuhörer seiner Lebensgeschichte einer mehrstündigen Geduldprobe unterworfen hatte, ein gewisser Herr Narrwandt aus Gotha. Ich versage es mir, von seiner Lebensgeschichte irgend etwas mitzuteilen, denn ihr Gehalt läßt sich auf einen halben Satz zusammendrängen, welcher etwa lauten könnte: „Ja, damals, als der Herzog noch ...“

Ich will gar nicht bestreiten, daß Herr Narrwandt in seiner Kindheit und frühen Jugend den letzten regierenden Herzog noch gesehen hat und daß sich die Erinnerung an die fern vorbeihüpfenden Federbüsche des fürstlichen Gefolges zu einem Bild vertrauten Umgangs und patriotischer Zugehörigkeit verklärt hat. Im Grunde unseres Herzens sind wir ja alle Legitimisten.

Aber ich zweifle daran, daß Herr Narrwandt selbst in näherer Beziehung zum herzoglichen Hause gestanden hat; die Dokumente, die er mir eines Tages übergab, stammten aus dem Besitz seines Großvaters, der seinerseits herzoglicher Geheimbibliothekar gewesen sein soll.²

¹ Später waren die Ämter mit anderen Dingen beschäftigt, namentlich nach der Auflösung der Länder mit ihrer eigenen Umgestaltung zu Bezirksverwaltungen, in denen sich anscheinend keine Kompetenz für weitere Ermittlungen ergab.

² Ein Titel, der in der Bedienstetenliste des herzoglichen Hofes allerdings nicht zu finden ist.

Herzog Ernst II., der seit 1844 regierte,³ hegte eine solche Revolutionsfurcht, daß er im Jahr der Reichsverfassungskampagne begann – offenbar in der Erwartung, den Buchbestand seiner großen Bibliothek an den Gemeinbesitz zu verlieren –, eine zweite, geheime Bibliothek anzulegen. Der Herzog war zu seiner Zeit als sehr musik- und kunstliebend bekannt; er dilettierte selbst recht achtbar als Musiker und ist als Verfasser von Opern und Liedern hervorgetreten. Freilich stehen seine musischen Neigungen bis heute im Schatten seines Meininger Verwandten, des Theaterherzogs. Herzog Ernst II. seinerseits hinterließ ein dreibändiges Memoirenwerk „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“.⁴

Schon lange also, bevor er sich Ende der achtziger Jahre an die Abfassung seiner Memoiren machte, hatte er begonnen, sich mit Büchern engstens zu umgeben. Der Herzog war kein Sammler von Handschriften und Inkunabeln, er pflegte seine Bücher zu benutzen; er las mit dem Stift, das heißt er unterstrich, machte Marginalien, legte Zettel an interessante Stellen ein; die Bücher sollen bald beredte Spuren dieser Benutzung gezeigt haben.

Irgendwann in den fünfziger Jahren entschloß sich Herzog Ernst, parallel zu seiner Privatbibliothek in Gotha, eine zweite in Coburg einzurichten. Das Hin- und Herreisen zwischen den beiden Residenzen sollte die Lektüre nicht mehr unterbrechen. So folgte er dem Beispiel des preußischen Königs Friedrich II., der sich bekanntlich auch in seinem Stadtschloß und in Sanscoussi parallele Bibliotheken angelegt hatte, um die Lektüre, die er an einem Orte begonnen, am anderen ungesäumt fortsetzen zu können. Nur trieb es der Duodezherzog weiter als der preußische Monarch, indem er auch in seinen Lustschlössern Callenberg und Rosenau im fränkischen sowie in Reinhardsbrunn im thüringischen Landesteil völlig identische Parallelbibliotheken einrichten ließ, um die preußische Hegemonie wenigstens in einem Punkte zu brechen. Es war freilich nicht leicht, immer zugleich fünf identische Exemplare einer Ausgabe aufzutreiben. Der Herzog richtete, nach dem Zeugnis von Narrwandt Großvater, strenges Augenmerk auf die jungfräuliche Unberührtheit der Bücher. Er bevorzugte unaufgeschnittene Exemplare, mit denen er sich allein in sein Kabinett zurückzog, um sie eigenhändig zu beschneiden. Besonders auffällig gebundene Bücher oder Exemplare, die bereits jene Spuren von Benutzung trugen, die er selbst zu hinterlassen gedachte, wies er angeekelt von sich. Dies mag seine Art gewesen sein, das vergessene Jus primae noctis erneut für sich zu entdecken und zu sublimieren. Nur selten war er zu Kompromissen bereit, so zum Beispiel bei Schopenhauers „Die Welt als Wille und Vorstellung“, dessen erste Auflage

3 1818 in Coburg geboren, folgte er 1844 seinem Vater Ernst I. in der Regierung, gab seinem Land 1852 eine gemeinsame Verfassung, die die beiden Landesteile Coburg und Gotha, die erst 1826 vereinigt worden waren, unter einheitliches Recht stellte. Dies war letztlich auch Folge der Revolution von 1848/49.

4 1887–89; es erschien ein Jahr vor seinem Tode noch in einer einbändigen Ausgabe.

nur mehr antiquarisch zu bekommen gewesen war. Narrwandt Großvater erinnert sich, daß der Herzog stets mit einem gewissen Widerwillen über die Anzeichnungen anderer Leser hinweggeblättert habe, weshalb ihm die logische Entwicklung des Textes nie so recht habe einleuchten wollen. Der Herzog hat darum zu Beginn des Jahres 1860 auch prompt fünf druckfrische Exemplare der zweiten Auflage anschaffen lassen.

Nach den vorliegenden Darstellungen läßt sich Ernsts II. Verhältnis zu seinen Büchern durchaus als ein erotisches beschreiben. Die Beziehungen zu seiner Frau scheinen jedenfalls weitaus weniger intim gewesen zu sein. Alexandrine⁵ hatte auch niemals Zugang zu den Privat-Bibliotheken ihres Gemahls, was zu mancherlei Schiefhang des herzoglichen Haussegens führte, namentlich als in den Bibliotheken nach und nach einige Sonderlichkeiten auftraten, für die Alexandrine den Geheimbibliothekar verantwortlich machte.

Narrwandt Großvater war nämlich der einzige Geheimbibliothekar des Herzogs und konnte verständlicherweise nie in allen Parallelbibliotheken gleichzeitig zugegen sein. Um so mehr mußte es Wunder nehmen, daß der Herzog den Satz, den er in seinem Gothaer Exemplar der „Welt als Wille und Vorstellung“ angestrichen hatte – „Die ganze Welt der Objekte ist und bleibt Vorstellung und eben deswegen durchaus und in alle Ewigkeit durch das Subjekt bedingt; d. h. sie hat transzendente Idealität“ –, auch bereits in Coburg aufgeschlagen vorfand und bei seiner Ankunft auf dem Lustschloß Callenberg feststellte, daß im dortigen Exemplar nicht nur die entsprechende Seite im Schopenhauer aufgeblättert, sondern der nämliche Satz bereits angestrichen war. Der Herzog konnte nichts anderes annehmen, als daß der Geheimbibliothekar die Spuren der Lektüre aufmerksam beobachtet, die Anstriche in einem Notizbuche vermerkt haben und ihm zu den anderen Bibliotheken vorausgereist sein mußte, wo er die herzoglichen Striche in die übrigen Exemplare übertrug. Obwohl Narrwandt Großvater dies bei mehrmaliger Einvernahme – die Vorfälle wiederholten sich – heftig bestritt, wurde ihm kein Glauben geschenkt, vielmehr eine Ermahnung zu größerer Achtsamkeit und Sorgfalt ausgesprochen. Er selbst gestand erstmalig in einer undatierten⁶ Eintragung, daß es in den herzoglichen Privat-Bibliotheken „nicht mit rechten Dingen“ zugehe.

Um diese Zeit ergab sich das merkwürdige Phänomen, daß der Herzog, als er den § 23 im Zweiten Buch des I. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“ aufschlug, den ersten Satz bereits unterstrichen fand: „Der Wille als Ding an sich ist von seiner Erscheinung gänzlich verschieden und völlig frei von allen Formen derselben, in welche er eben erst eingeht, indem er erscheint, die daher nur seine *Objektivität* betreffen, ihm

⁵ Eine geborene Prinzessin von Baden, mit der Ernst II. seit 1842 vermählt war.

⁶ Sie stammt aber vermutlich aus der Mitte der sechziger Jahre.

selbst fremd sind.“ Dies war um so merkwürdiger, als der Herzog sicher war, bei seinen Studien bis zu jener Stelle noch gar nicht gelangt zu sein. Der Herzog hatte daraufhin mit seinem Geheimbibliothekar mehrere Privatissima in allen fünf Geheimbibliotheken abgehalten. Narrwandt Großvater berichtet, daß die nämliche Stelle in allen fünf Exemplaren angezeichnet war und daß sich dergleichen Erscheinungen in anderen, vom Herzog auch noch nicht gelesenen Büchern wiederholten. Der Bibliothekar und sein Herr kamen überein, über die rätselhaften Vorgänge Stillschweigen zu bewahren und das Verhalten der Bibliotheken weiter zu beobachten.⁷

So wurde auch geheimgehalten; was sich eines Tages im „Protagoras“ – Dialog des Platon in der Schleiermacherschen Übersetzung ereignete. Die Passage, „daß es ein wichtiges Stück der Unterweisung ist für einen Mann, in Gedichten stark zu sein. Die besteht darin, daß er im Stande ist, das von den Dichtern gesagte zu verstehen, was gut gedichtet ist und was nicht, auch es erklären und, wenn er gefragt wird, Rechenschaft geben zu können“, war mit einer Marginale in des Herzogs eigener Handschrift versehen! „Was ist Verstehen, was gut – was Handwerk, was Kunst? Gedicht, das ich erklären muß, kann nicht gut sein!“ Der Herzog schwor Stein und Bein, niemals diese Marginale angelegt zu haben. Selbstredend fand sie sich in allen fünf Exemplaren gleichlautend und in identischer Handschrift. Mehr noch: Beim Sichten der Exemplare fiel ein handgeschriebener Zettel aus einem der Platon-Bände; dies geschah in Reinhardtbrunn, und es wunderte den Herzog und seinen Bibliothekar schon nicht mehr, daß sie vier identische Zettel in den abgeschlossenen und versiegelten Bibliotheken zu Rosenau, Callenberg, Coburg und Gotha jeweils auf dem Fußboden herumliegend entdeckten. Der Text auf ihnen lautete: „Die Musik ist nämlich eine so *unmittelbare* Objektivierung und Abbild des ganzen *Willens*, wie die Welt selbst es ist, ja wie die Ideen sind, deren vervielfältigte Erscheinung die Welt der einzelnen Dinge ausmacht. Die Musik ist also keineswegs gleich andern Künsten das Abbild der Ideen, sondern *Abbild des Willens selbst*, dessen Objektivität auch die Ideen sind.“

Nun stimmte dieser Satz zwar mit der innersten Vorstellung, die der Herzog von Musik hatte, überein, aber die Handschrift, in der dies notiert war, entsprach weder der des Herzogs noch jener des Bibliothekars. Narrwandt Großvater hat sie später als die Handschrift Schopenhauers identifiziert; und in der Tat stammt der Satz auch aus dem Dritten Buch des 1. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“. Nur, als sich der Fall der Zettel ereignete, Mitte der siebziger Jahre – Narrwandt Großvater versichert, daß es seiner Aufmerksamkeit und Sorgfalt bei der Betreuung der herzoglichen Privat-Bibliotheken niemals entgangen wäre,

⁷ Dem Stil der Eintragungen Narrwandts zufolge hat in diesen Jahren ein sehr enges Vertrauensverhältnis zwischen den beiden bestanden.

hätte sich der Zettel schon früher in einem der Platon-Bände befunden —, war Schopenhauer schon etliche Jahre tot.

Absolut ausgeschlossen werden konnte die Benutzung der Bibliotheken durch eine unbefugte Person; eine Tatsache, die dem Herzog indes kaum Beruhigung verschaffte. Es war, vermerkte der Bibliothekar in seinem Tagebuch, als ob die Bücher begonnen hätten, einander zu lesen. Der Herzog las indes in seinen Privat-Bibliotheken immer seltener. Er pflegte seinen Bibliothekar, bevor er sie sich aufschließen ließ, mit einem sarkastischen Unterton zu fragen, ob alles in Ordnung sei. Da Narrwandt Großvater seinem Dienstherrn zunehmend beunruhigende Antworten geben mußte, mied Ernst sie endlich ganz. Und als er Ende der achtziger Jahre an die Abfassung seiner Mémoires ging, versorgte er sich, wenn er Quellen benötigte, aus öffentlichen Bibliotheken.⁸

So ist ihm entgangen, was Narrwandt Großvater mit wachsendem Unbehagen seinem Tagebuch anvertraute: daß in den Bibliotheken nach und nach Bücher auftauchten, die gar nicht im Bestand waren. Anonyme Drucke anonymen Verfassers, seltsame Titel wie: „Grabbe und Napoleon. Eine Phänomenologie des Rausches“, „Vergleichende Untersuchungen der Farbvarietäten der Weinbergschnecken in Coburg und Gotha“, aber auch absurde und unverständliche Titel wie „Typologie und Transzendentallehre exorzistischer Praktiken“ oder „Das reziproke Schisma der klinischen Balneologie“. Und so absurd wie die Titel waren auch die Inhalte der Bücher. Der Geheimbibliothekar gab es bald auf, darin zu lesen. Er war überzeugt, daß die Bücher begonnen hatten, sich selbst zu schreiben, und daß sie nur noch füreinander, nicht mehr für Leser bestimmt waren.

Als Ernst II. 1893 zu Reinhardsbrunn starb, ließ die hinterbliebene Herzogin Alexandrine die Kabinette, in denen die Bibliotheken verwahrt waren, endgültig versiegeln, ohne sie selbst je in Augenschein genommen zu haben. Der Bibliothekar überlebte seinen Herrn noch um zehn Jahre, doch brechen seine Tagebuchaufzeichnungen mit dem Tode des Herzogs ab; er hat danach die Bibliotheken nie mehr betreten.

„Es wird Sie nicht wundern“, sagte mir Narrwandt Enkel, als wir uns später wieder einmal im Café am Buttermarkt trafen, „daß über all dies in den Memoiren des Herzogs kein Sterbenswörtchen zu finden ist.“

„Und die Bibliotheken?“ fragte ich.

Herr Narrwandt war sicher, daß sie um 1920 noch existiert haben. Dann wurde das Land Thüringen gebildet.⁹ Irgendjemand muß auf den Gedanken gekommen sein, eine der Bibliotheken, die man versiegelt und verschlossen vorfand und um deren Bestimmung und Besonderheiten niemand wußte, zu versilbern. Man hatte ja noch die anderen. Aber seit-

⁸ Ohne Narrwandt in Anspruch zu nehmen. Es muß zwischen ihm und dem Herzog zur Entfremdung gekommen sein.

⁹ Bekanntlich ausschließlich Coburgs, das zu Bayern kam.

dem fehlt von allen fünf herzoglichen Privat-Bibliotheken jede Spur. Vielleicht wollten die Bücher keinem anderen mehr gehören.

„Das ist schon keine Pointe mehr, das war zu erwarten“, sagte ich, „nach allem, was ich bisher über ihre Geschichte gelesen habe.“ Daß der Verlust der Bücher aber mit der bibliomanischen Erotik des Herzogs zu tun haben sollte, das gleichzeitige Verschwinden aller fünf Bibliotheken mithin ein Akt der Emanzipation der Bücher vom Leser gewesen sei, schien mir doch etwas weit hergeholt. „Es kann aber auch sein“, sagte Herr Narrwandt, „daß die Bibliotheken sich eines Tages von selbst auflösten, daß sich die Bücher in alle Welt zerstreut haben. Vielleicht verwandeln sie sich gerade in diesem Augenblick in Autoren, die fort und fort neue Bibliotheken zeugen.“

Stefan Schütz

Erfurt, den 20. 02. 87

Ungeent-gesundverlangtes Maniskrupt
Unversand-eingelangtes Minuskript
Ungesundes einverlangtes Muniskript
Unverskrupt eingemandes Sundlang
Ein Man verlangt ungesundes Skriptus
Ungeskript eingemandes Gesundverlang
Usw.
Usw.
Usw. Usw. Usw.

P.S.
Vielleicht druckt Ihr doch
Noch mal
Was
von mir ...

Ralph Schluckwerder

Anbegehren

thun oder

nicht thun ist nur die frage
geplapper gerinnet keusch

zur phrase

hilft weder dir

noch mir

noch uns

also gewinnt land

& leute

allsamt nun ihr & wir

daß ungeduld sich hebe unermeßlich noch

zum hoffnungsträchtig thun

gestaltet unsre welt zur welt von welt

des änderns hin zum siege

von mensch

gesträuch

getier

gedank

gelück all wesens –

wenn honig verderblich tropfet in den sand

heißt allweil dulden schulden!

Sven Vogler

Handgemenge

1. aus der Hand fressen
2. aus der Hand fallen
3. aus der Hand leben
4. aus der Hand holen
5. aus der Hand lesen
6. aus der Hand geben

Sven Vogler

warum

war a rum
a rum war
warum war a rum
a rum war um a
um rum war a rum
war

war a war
a war war
warum war a war
a war war um a
um war war a war
a rum

Ralf Zühlsdorff

Break-Dance

Um da
um da da.
Um da
um da da da.
Um da
um da da.
Um da
knack!

Ralf Zühlsdorff

bitte sprechen sie:

1maschinengebundenes taktgefühl
vorprogrammiertes hartkalkül

2vollinterpretiertes basic-system
antistatisches bus-exzem

3datengebundener steuertransport
hochintegrierter speicherport

4seriell input- & output-circuit
eng dotiertes ionenparkett

5hart gewordene software in massen
aufgeweichte hardwaretassen

6gedanken lesen mit computerkopf
stromversorgung am notstromtropf

7von semitreppe zum siliziumchip
uv-gelöschter eprom-trip

8gesteuerter bus- & datenterror
error error error error ...

Michael Dietrich

metamorphose II !

bite warten
mitte werten
satte werden
sätze wenden
setze wände
hetze hände
hetzt handel
jetzt handeln !

Michael Dietrich

erbe

das gewehr in den rücken
der feinde führen

das gewehr im rücken
spüren

das gewehr auf dem rücken
tragen wird schwer

das gewehr wird drücken
sehr

die last auf dem rücken
ohne gewähr

Stefan Trzeciak

diskussion

du sags:

soisses

ichglaubsnich

ich sag:

soisses

duglaubsnich

du sags:

soisnich

ichglaubsnich

ich sag:

soisnich

duglaubsnich

weißdunich

weißichnich

beide

wissnwenix

Oliver Pohl

glasgekrüllt
tischgelagert
setzen ...!!!

auggardinig
astgesicht: was ist das; leben?!
achtung!!!
tischtramm
leben?!?
in wesen wühlen ...

baumgefächert
setzen ...!!!

blondgenagt
astgesicht: das menschliche leben!!!
achtung!!!
tischstramm
leben???

astgesicht rotgezündet
gewühl mit ohne sicht ...

salamanderfleckig
alle achtung !!!
faustkeilig abschied ...

Hartmut Sörgel

Zeichen und Botschaften

Einiges zur visuellen Poesie

I

Locken, bezaubern und mitreißen kann eine menschliche Stimme ebenso wie abstoßen, langweilen oder ernüchtern. Wie sie auch klinge, ihre Färbung ist immer einmalig wie die eines Musikinstrumentes. Hörte ich als Kind eine andere Sprache, konnte ich davon zu Tränen gerührt werden. Viele Kinder lauschen begeistert fremden oder erfundenen Lauten und spielen, indem sie manchmal lange Reden mit ausgedachten Wörtern halten oder komische Gleichklänge auffinden: „Wir fahren jetzt S-Bahn – Oh, eine Bahn, die man essen kann.“

Ähnlich geht es, auch Erwachsenen, mit fremden Schriftzeichen, die man, sind sie bekannt, verfremden kann.

Ebenso ziehen uns Minenspiel und Gestik, Handzeichen, Tanzfiguren und Bemalungen in ihren Bann, die wir sehen oder spüren, wenn wir uns selbst bewegen.

Alle diese Ausdrucksweisen stehen sowohl für ihre eigene Gestalt, ihren Klang usw. als auch für etwas anderes, das sie symbolisch vertreten.

Das Wort „Uhu“ hat einen dunklen Tonfall – wie der Ruf des bezeichneten Tieres, dieser Anklang geht verloren, reiht es sich ein in die Menge der Wörter eines Textes. Das „U“ in „Uhu“ deutet auf mehr hin als das Wort, es ist vieldeutiger, weil es nicht mehr mit dessen besonderer Bedeutung verbunden ist. Dunkle oder dumpfe Geräusche, Farben und Bewegungen entströmen seiner Tiefe.

Das geschieht allen Zeichen, die, ganz oder teilweise aus dem normalen Zusammenhang gerissen, vor die Augen treten. Sie erinnern sich vielleicht an ihren Ursprung oder an die Zukunft.

Diese Möglichkeiten benutzt die visuelle Poesie, die in sich mehrere Zeichensysteme vereint, mehrere visuelle (also sichtbare) und das der Sprache.

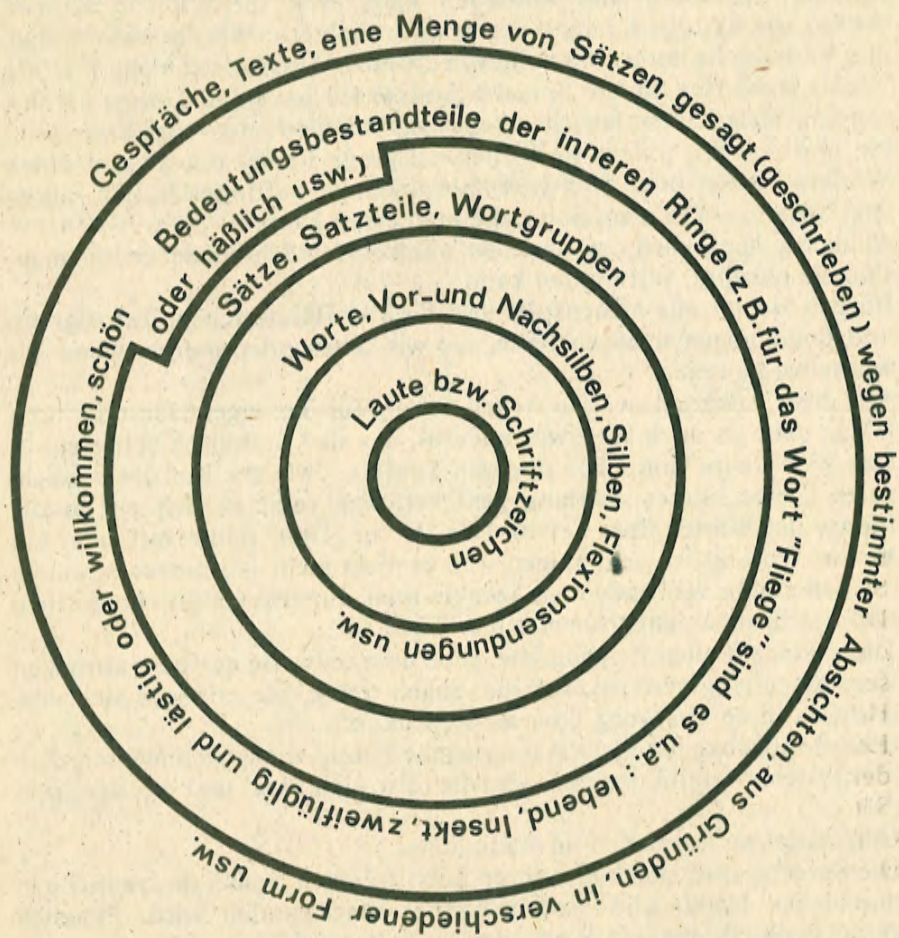
Umschlag von Zeitlichem in Räumliches.

Die Sprache wird sichtbar in ihren Schriftzeichen, wobei das zeitliche in räumliches Nach- und Nebeneinander umgewandelt wird. Plötzlich kann ein Buchstabe, ein Wort oder ein Satz hinabfallen, schweben, aufsteigen oder hin- und herschwingen oder gar wackeln vor dem Fall. Was

da aufsteigt oder fällt, reißt seine Bedeutungen und Deutungen mit und breitet sie am Himmel aus oder läßt sie am Boden zerschellen.

II

Eine Welt von Zeichen: Sprache simuliert die Wirklichkeit so, als wäre sie eine zweite Welt, in der wir nach Belieben und viel leichter als tatsächlich handeln. In dem Maße jedoch, in dem wir nach vorgedachten (und damit auch sprachlich geformten) Plänen Wirklichkeit gestalten, verwandelt sich diese in eine Welt aus Zeichen. Dahinter verbirgt sich zwar immer noch die Realität, und was sollte dort sonst sein, aber sie verbirgt sich dahinter. Was ist eine große Stadt anderes als ein Gewimmel von Zeichen, hörbaren, sichtbaren, riechbaren, sich bewegenden



Die einander bedingenden Ebenen der Sprache

usw., die uns durch sie leiten und begleiten, ja, gerade dadurch wird eine Stadt so fesselnd, sie packt durch ihre Unmenge von Botschaften. Sogar immer mehr Busse fahren farbige Aufforderungen und Mitteilungen spazieren, ähnlich benutzt die Werbung schon lange und unbefangenen Mittel, die visueller Poesie manchmal vielleicht sogar entstammen. Die Stadt wimmelt von Zeichen, die sich zu vielen Konstellationen zusammensetzen und schnell wieder zerfallen, wandernde Texte, leuchtende Signale, rufende Mäuler, abenteuernde Zahlen.

Wer etwas sagt oder schreibt, verwendet alle Ebenen als Werkzeug, seine Gedanken ans Licht zu bringen, wobei er die außersprachliche Welt, derentwegen er sich äußert, handhabbar macht und denkbar, indem er sich seinen „Text“ auf sie macht.

Gebrauchen wir die Sprache im Alltag, bedienen wir uns wie selbstverständlich der inneren Ebenen, als wären sie bloß Helfershelfer des Textes, mit dessen Hilfe wir unsere Absichten ins Werk setzen. Erst die Wissenschaft und die Kunst spielen mit den Ebenen einzeln, als ließen sie sich voneinander trennen, und vermengen sie anders. – Und plötzlich ändert sich die Sprache, unser Werkzeug, und bis jetzt verborgene oder nicht denkbare Gedanken leuchten auf.

Das Schema erinnert an die Wellen um einen Regentropfen, der in den See fällt.

Gleichsam gebiert dieser Tropfen Welle auf Welle, die kreisförmig von ihm ausgehen und sich gegenseitig einschließen. Dabei kreuzen sie andere Wellen, die andere Tropfen bildeten, von denen sie abprallen, sie durchdringen, zurücklaufen, von Tropfen getroffen werden.

Der Regen summt und singt und spricht und zeichnet gleichzeitig „O“ auf, „O“ in den (stauenden?) See.

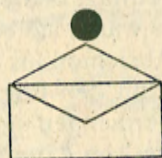
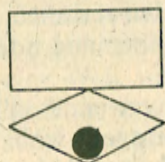
So tanzen die Zeichen der Sprache aus dem Munde und treffen die Ohren der Lauschenden. Ganz Ohr hören wir auf die Schwingungen der Stimme, der alle Stimmungen des Sprechers innewohnen.

Die Wörter und Sätze, die sich zu Texten zusammenschließen, brauchen die Elemente aller Ebenen. Die Beziehungen zwischen ihnen sind einerseits durch die Grammatik festgelegt, andererseits kann sie sowohl der Hörer als auch der Sprecher neu deuten – sie be-deuten. Fehlt eine Ebene oder ein Teil ihrer Elemente, versucht der Hörer, sie aus den anderen zu erschließen. Fehlen zum Beispiel wie in Jandls „Nein“ die Sätze, denken wir uns unseren Teil dazu.

Wie aber ergänzen wir die an die Stimme gebundenen Stimmungen, wenn uns stumme Schriftzeichen anblicken?

Stellen wir die Laute durch lautes Lesen wieder her, hören wir dennoch nicht den Sprecher. Schreiben wir selbst, kann uns dieser Mangel auch bewußt werden, und wir fangen an, allerlei dazwischenzuzeichnen, oder

Pelé



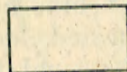
Legende



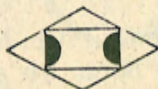
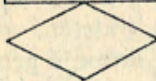
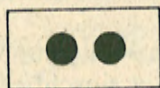
Pelé

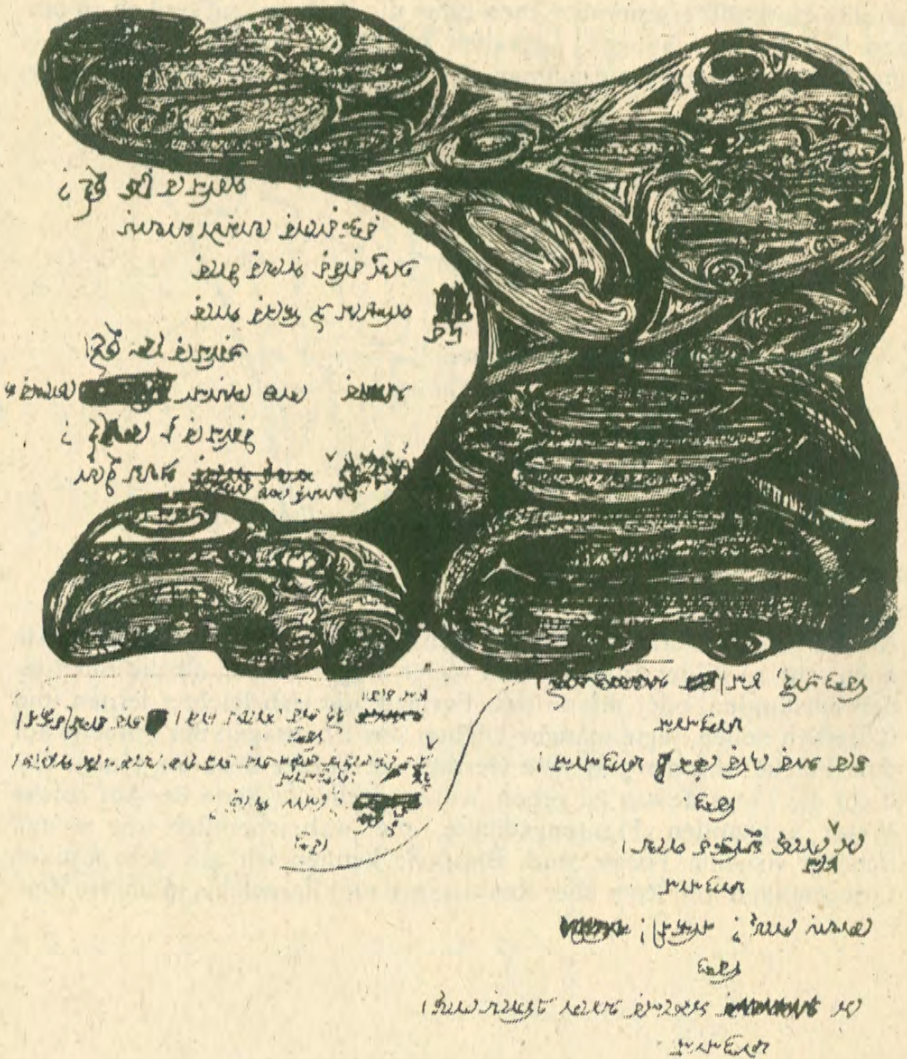


Das Vaterland
ist die
vergrößerte
Familie
(mit Fernsehen)



schließlich besiegt
sie es





Uwe Claus

weil ein mensch ein mensch

(versuch einer parodie)

weil ein mensch ein mensch
ist nicht fisch noch
fleisch legt er sich an der mensch
frei bank dreisig silberling

weil ein mensch ein mensch
ist nicht hanf noch
seil knüpft er sich der mensch an
seid'ne fäden: bim bam ... bums!

weil ein mensch ein mensch
ist bitte sehr!
legt er sich zurück der mensch
still und leis für 'n PARADEIS

Andreas Lotz

Traum spiel

stehe auf und gehe zum telefon rufe meine nummer an scheine nicht zu hause zu sein doch da nehme ich ab hallo sage ich wer spricht na ich antworte ich schön daß du mal anrufst sage ich zu mir was gibt's in der zeitung von gestern steht daß man morgen ein attentat auf mich ausführen wird eingesetzt werden wie gewöhnlich unterrichtete kreise vermelden automatische sahneputzen und schwere pralinenwerfer na und antworte ich mir was kümmert mich das attentat von morgen es knackt in der leitung und eine sonore stimme sagt salbungsvoll siebzehnuhdrei- undvierzig raus aus der leitung schreien wir ihn an ich habe keine zeit für eine zeit irgendwie ist verständigung mit mir schlechter geworden ich verstehe mich nur noch bruchstückhaft leben ... zwölf schrippen ... schon lange ... warte am – ja sage ich und habe endgültig aufgegeben mein eigenes kauderwelsch zu verstehen hänge jetzt auf sage ich zu mir kurz bevor es knackt höre ich von mir die verzweifelt brüllende frage wen dann ist stille und ich kann zu mir nach haus gehen

versuchen, der Schrift selbst Bildcharakter zu geben, uns gewissermaßen an ihre Herkunft erinnernd. Schon fängt die Zeile an, auf und ab zu tanzen, sich zu umschlingen, Gestalten zu bilden, ein Text als Bild, als machten wir Momentaufnahmen des auf die Seeoberfläche fallenden Regens.

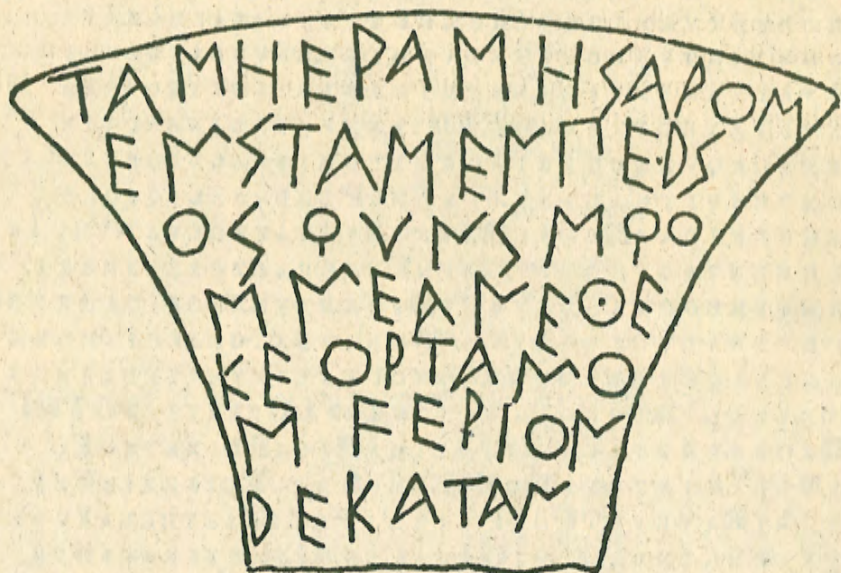
Ernst Jandl

nein
nein
nein
nein
nein
nein
nein

(beantwortung von sieben nicht gestellten fragen)

IV

Als die Schrift nicht mehr nur die Kunst weniger Schreiber war, weil sie noch sehr an Bilder erinnerte und voller Magie steckte, als die Buchstaben entstanden, oder mindestens Formen, die sich leichter lernen und schreiben ließen, regte manche Dichter das Übertragen der Sprache auf eine Fläche und die grafische Gestalt von Texten dazu an, einem Gedicht die Form dessen zu geben, wovon darin die Rede ist. Auf solche Weise entstanden Figurengedichte, die wahrscheinlich die ersten Schritte visueller Poesie sind. Beispiele kennen wir aus dem antiken Griechenland und Rom über Renaissance und Barock bis in unsere Zeit.



Beil von St. Agatha (5. Jh. v. u. Z.)

„Ich bin der Hera / auf dem Felde geweiht. / Kyniskos, der Opfer Schlächter /
wirkte mich / als Zehnten / seiner Produktion.“

(Entstehung des Figurengedichts)

P R O D E N T V R M I N I O C A E L E S T I A S I G N A L E G E N T I
 C O N S T A N T I N E D E C V S M V N D I L V X A V R E A S A E C L I
 Q V I S T V A M I X T A C A N A T M I R A P I E T A T E T R O P A E A
 E X V L T A N S D V X S V M M E N O V I S M E A P A G I N A V O T I S
 A E M V L A Q V A N C L A R I G E N I T O R I S C A L L I O P E A E
 C O M P O S V I T T A L I N V N C M E N S P E R F V S A L I Q V O E
 V E R S I F I C A S H E L I C O N I N G A V D I A P R O L V A T V N D A S
 C L E M E N T I Q V E X O V V M N V M E N D E P E C T O R E V E R S E T
 N A M Q V E G O M A G N A N I M D I C A M N V M E R O S A C A N E N D O
 S C E P T R A D V C I S G A Z Z A E N O B I S D A T G R A E C I A D O N A
 S A E C L A Q V E B L E M M Y I C O S O C I A L I L I M I T E F I R M A S
R O M V L A L V X C O N D I G N A N O V I S F L O R E N T I A V O T I S
V O T O S C R I P T A C A N O O A L I M A R S C A R D I N E T E C T O
I A M B E L L I S T O T V M M Y S E V M P E R P L E C T E R E C I V E M
V T P A T E A T R V B I C O N P A R I L I P E T I T A E T H E R A I V R E
N V N C F E L I X P R O P R I O S P A C I S M E S C R V P E A V I S V S
I A M S T I M V L A T S I G N I S E X V L T A N S M V S A N O T A R E
G A V D I A L A E T V S N V N C P E R M E N O T A T A V I A P H O E B V S
R E T I T O Q V O Q V E T E X T A N O V O C A N E L A V R E A P L E C T R O
A R T E N O T I S P I C T A F E L I C I A S A E C V L A P L A V D E N S
S I C A E N T V S V A T I S F I D O D V C E P Y T H I E C A R P E N S
N V N C T V T V S C O N T E M N A T S V M M E P R O C A N E G O V E R O
N V N C M A R E S I G A E V M V A L E A M B E N E F R A N G E R E R E M O
C A R B A S A N O C T I F E R V M T O T V M S I S C R V P E A T E N D O
P V L P I T A D E P O R T A N S V I S A M C O N T E X E R E A V E M
M V S A S I N I T C O N I V N C T A T V O S P E S I N C L I T A V O T O
M E N T E M P E R T O R T V M F E S S A M N O N F R A N G A T H I V L C O
L A V S M E A F I C T A P E D E S T A N S M A G N A M O L E D O C E N D I
S I G N A P A L A M D I C A M L A E T I S S I M A F L V M I N E S A N C T O
M E N T E B O N A C O N T E M N A T S V M M I S C V M S I B I A G O N E M
V O T I S P O S T F R A C T V M M A R T E M C L E M E N T I A R E D D E T
S I C N O B I S L E C T O Q V O C R E S C V N T A V R E A S A E C L A
M O X L A T I O V I N C E N S I A M B I S V I C E N N I A R E D D E S
C A R M I N E Q V A E P I E T A S M I R O D E N O M I N E F O R M E T
F L O R E N O T A N S V O T V M V A R I O D A T P A G I N A F E L I X
A V G V S T A E S O B O L I S M E M O R A N S I N S I G N I A F A T A
I V D I C E T E V E L T E S T E P I O C O N D I G N A P A R E N T I S
I V N G E N T V R T I T V L I S F E L I C I A F A C T A N E P O T V M

Das
Runde
zur Stunde
geschwind
sich find.
Hier in den hauch
Rauf das zu schau
dine zu trauch.
Diese Röhr
uns vermehre
mit abrinne
gute Sinnen.

Was sich hier ergesse
und vondannen stieße/
Saurcs uns verführe.
eribe Röhren
sehr bechören/
Laid vermehren.
Helle Quelle
rinnen schnelle
im Gefälle
und vor allen
sinher walle
mit Gefalle.

• 00001199 11208 11111 •

Saurcs oft verführe •

Der heiligdenkend Silberstein / und Kunstliche Wasserbrunnen
so gedoppelt in den Rapp / mit Wellen hier gemurrt
der lispelt und wispet durch süßliches Quellen heraus
er spratschert und tratschert in starken gefällenen Saun.
Säße mit Saun vermengert begehrtchen ist
durstige Munde / der diesen zu kstern erliest
siner Lipp / Dör hiemit gnug zu nuz
mit besönd lust sich hier zu ergezt.
Erlobet die sechzen Stunden
dyer hier Laitig gefund.
Ihm auf diese Stein
soll gegründet seyn
was viel fromt bringet
und auch wol getinge.
Schäfersn ist er nutz
zu besonde:n Schuz
die mögen ihn besitzgen
darz mit grünem Zwetgen
von oben her zum Luft begieret
alsdahn die Heerd zur Tränck: führet.
Dann se: g'aube mir / wird sich edm:n laben
und zu diesem Ort oft Begierde haben.

Optatiamus Porfyrius,
Carmen cancellatum
(Gittergedicht,
4. Jh. u. Z.)
(Bild links)

Johann Helwig, Brunnen (Figurengedicht, 1650)

Luther schrieb z. B. „Eine feste Burg ist unser Gott ...“ in Taufsteinform. In anderen Kulturkreisen entwickelten sich besondere Kunstgattungen, deren Grundlage der grafische Charakter der Schrift ist, in Asien die Kalligrafie, die von jeher enge Beziehungen zur Malerei hat. In China gleicht auch die Malerei mehr einer Art Schreiben, und in keinem Bild dürfen Schriftzeichen fehlen. Ebenso sind Schriftzeichen und -bänder dort Bestandteile der Architektur und der Kleidung. Das letztere gehört auch bei uns inzwischen zur Mode.

Ähnliches gilt für arabische Schrift verwendende Länder.

Das Berliner Islamische Museum bewahrt sehr schöne Blätter, Miniaturen und Kalligrafien in arabischer Schrift der indischen Moghuldynastie auf.

In allen Fällen wurden vollständige Texte gestaltet. Sie brechen erst in unserem Jahrhundert in Strukturelemente auseinander, ebenso wie sich auch erst jetzt andere Zeichensysteme verselbständigen oder sogar neu erfunden werden, und die Entwicklung nimmt kein Ende. Als eins der ersten enthält das Gedicht „Fisches Nachtgesang“ von Christian Morgenstern kein sprachliches Zeichen mehr, sondern nur solche für Hebungen und Senkungen. Es ist neuerdings in das Englische übersetzt worden.

Guillaume Apollinaire hat sehr fröhliche Figurengedichte verfaßt. Kurt Schwitters spielt mit den sprachlichen Ebenen, die er für sich oder als grafische Zeichen oder durch komische Beziehungen zueinander wirken läßt.

Der Namen und Werke gibt es so viele, daß sich dicke Kataloge anfüllen lassen. Nachfolgend einige Beispiele aus jüngster Zeit:

non sense
con sense
commonsense

mann · frau

mann frau

mann frau

mann frau

mannfrau

manfnrau

mafnrnrau

mfarnanu

fmraanun

frmaanun

framumann

fraumann

frau mann

frau mann

frau mann

frau mann

MEIN HERR VER-
GIB IHNEN
N O C H
N I C H T

DENNSIEWISSENVIELLEICHTWAS

S I E

T U N

K Ö N N T E N

s
ei
netr
aurigk
eitgehül
ltineineun
schuldigetog
aausschweigenv
ielleichtwardies
etogaseingeheimnis
vielleichtalldieunge
sagtenwörterverborgen
mmysterium dereinsam
keiteine sfallen
denb lat
t
e
s

das das kannman noch
das das man nochkann
kannman das das noch
man kanndas das noch
nochkannman das das
 nnman noch
 n nochkann
 s das noch
 s das noch
 n das das
das das kannman noch
das das man nochkann
kannman das das noch
man kanndas das noch
nochkannman das das
das das ka
das das ma
kannman da
man kannda
nocnkannma
das das kannman noch
das das man nochkann
kannman das das noch
man kanndas das noch
nochkannman das das

das kannman
das mannoch
man das das
kanndas das
kannman das

Nicht hinauslehnen oder Die Vorhänge
eines S-Bahn-Fensters

- i c h -	h i n - - s - e h - e -
n i c h t	h i n - - s - e h - e n
- i c h -	- - - - - s - e h n e -
- - - - -	- i n - - - - e h - e -
- i c h -	- - - a u - l e - - - -
- - - - -	- i n - - - - e h - e n
- i c h -	h - - a u - - e - - - -
n i c h t	h - - a u - - e - n - -
- i c h -	- - - - - s - e h n e -
- i c h -	- - - a - - - - h n e -
- - c h -	- i n a - - - - - - - -
n i c h t	h i n - - s - e h n e n
- - c h -	- i - - - - l e - - - -
n i c h t	h i n - - s - e h - e n
- - - - - t	h - - - u - l e - - - -
- - - - - t	h - - a - - l e - - - -
- - - - - t	h - - - u - l e - - - -
- - - - - t	h - - a - - l e - - - -
- i c h -	h - - a u - - e - - - -
n i c h t	h - - a u - - e - n - -
- - - - -	- - - - - - - - - - -
- - - - -	h - - a u s - e - n - -
- - - - -	- - - - - - - - - - -
- - - - -	h - - a u s - - - - -
- - - - -	- - - - - - - - - - -
- - - - -	- - - - - e h - e -
- - - - -	- - - - - - - - - - -
- - - - -	- i n a - - - - - - - -
- - - - -	- i n a - - - - - - - - .

w
ü
s
t
e
n
v

n
o
i
s
i

im
zenit
ein gebiss kichernd
ich öffne den gashahn die
musik wird lauter geschirrtücher
winken am horizont fata morgana
vater morgen beim gongschlag
beenden schwarze witwen ihr mahl
vorm notenpult rasieren
sich zwei zahn-
bürsten

g
r
ü
s
s
e
n
d
w
a
n
e
t
r
e
d
n
a

d
ü
n
e
V
O
R
B
E
I

V

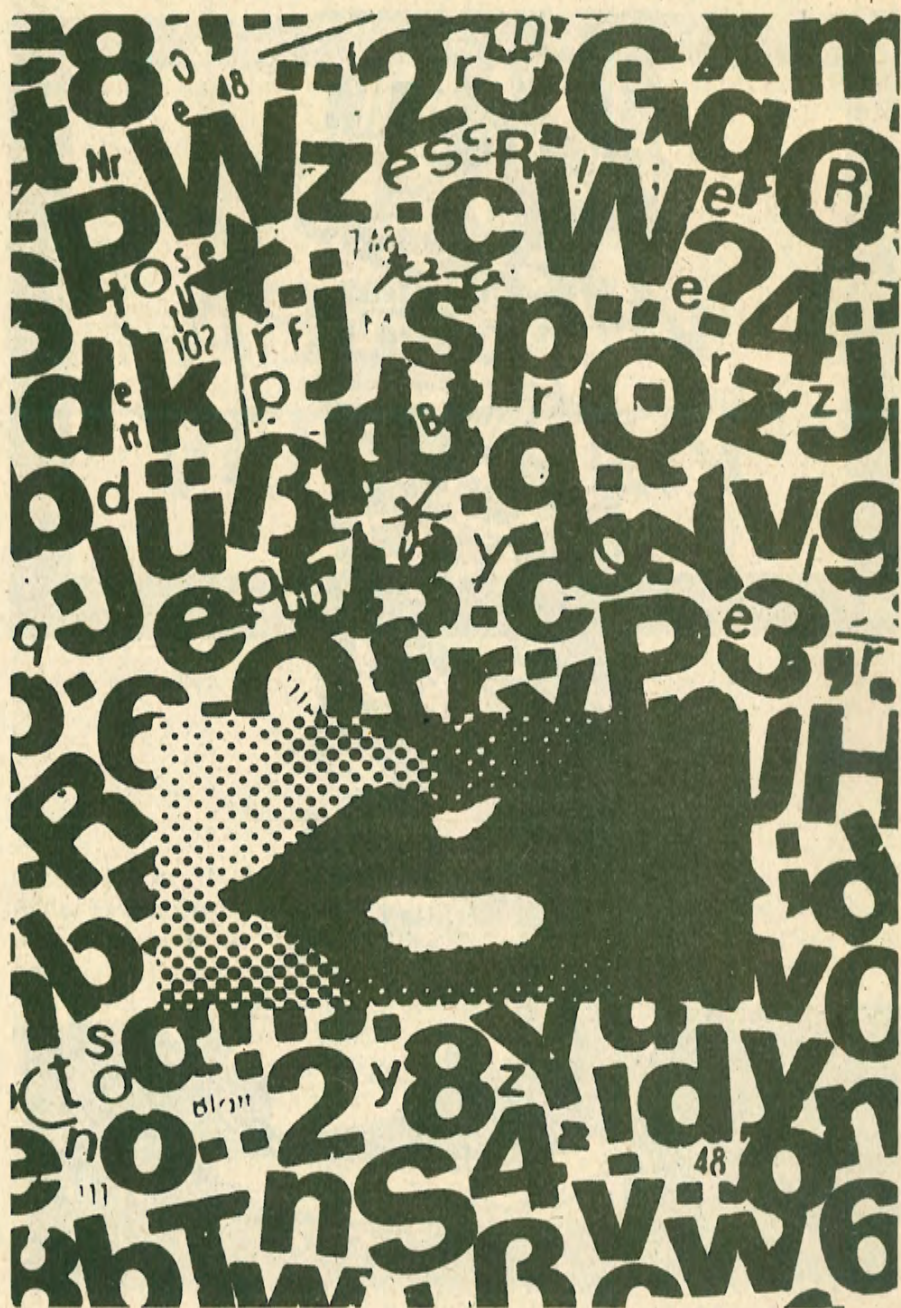
Aber visuelle Poesie hat noch ein anderes „Gesicht“:

Guillermo Deisler (Chile, DDR) nennt viele seiner Blätter Visual Poem. Auf allen arbeitet er sowohl mit grafischen, teilweise festgelegten, teilweise vieldeutigen Symbolen und Schriftzeichen, die den beiden inneren Ebenen des Spachmodells (siehe Schema) entsprechen. Die abgebildeten Schriftzeichen stehen einzeln, verketteten sich zu Silben und bilden in Ausnahmefällen Wörter. Selten verketteten diese sich zu Sätzen oder satzähnlichen Gruppen.

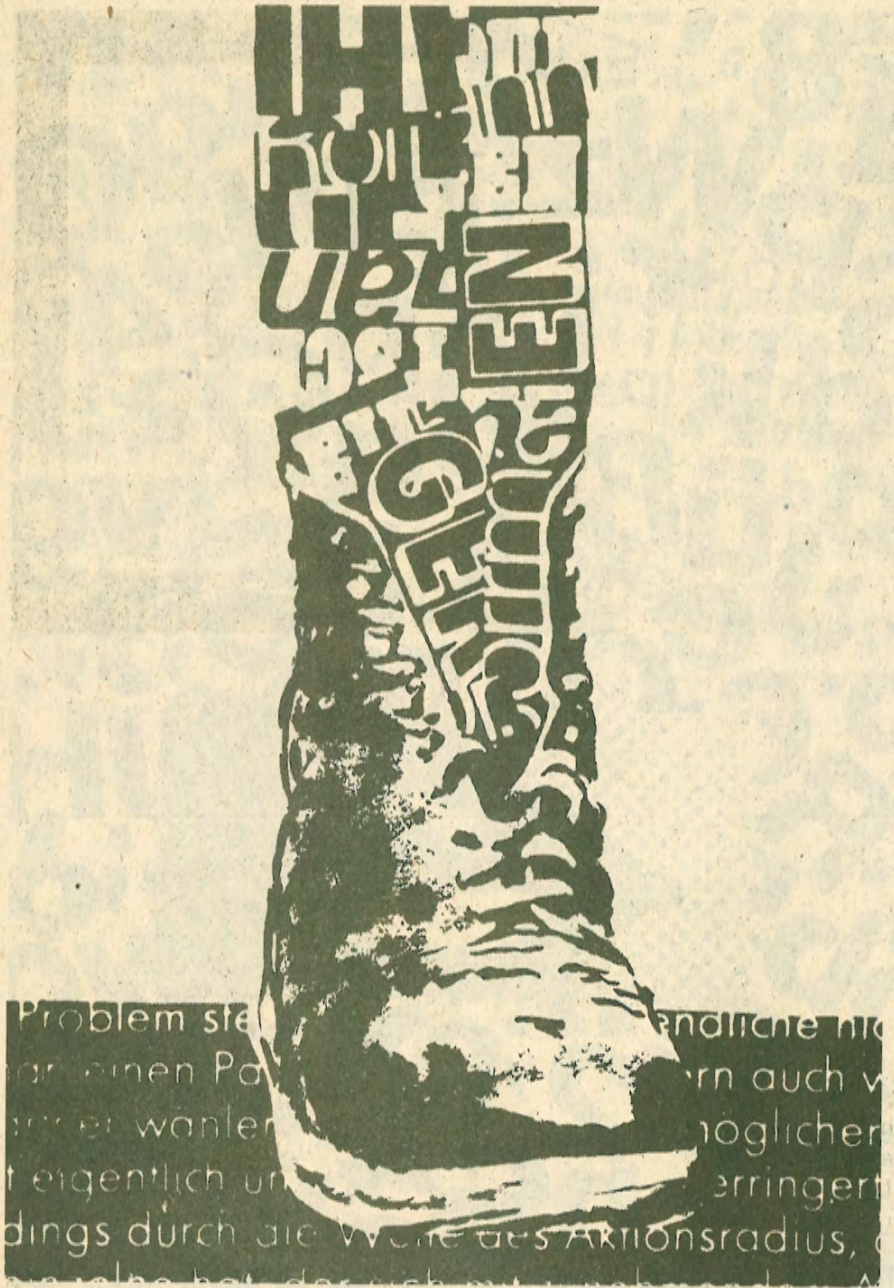
Die äußeren Ebenen fehlen und werden vom Leser/Betrachter erschlossen, bzw. auch nicht. Dann bleibt das Vergnügen an den grafischen Gestalten.

Im hier gezeigten Bild schwirren verschieden große und dicke Groß- und Kleinbuchstaben und Zahlen samt einigen nicht identifizierbaren Zeichen um ein in einem rechteckigen Feld befindliches Lippenpaar, das ein sehr grobes Raster hat, als wäre es aus einem Zeitungsbild herausvergrößert.

Ein vieldeutiges Bild! Zum Beispiel könnte es der von dem Lippenpaar (stellvertretend für den ganzen Sprechapparat, Radio, Mensch usw.) ausgespuckte Zeichensalat sein, aber welcher Sprecher stünde dahinter. Oder es könnte überhaupt die verdatete (nicht verdrahtete, obwohl einander ähnlich) Welt gemeint sein, die beständig auf uns einredet. Aber was sagt sie? Verständlich zu ordnen haben wir es.



Guillermo Deisler,
Visual poems



Guillermo Deisler,
Visual poems

SCHULD ABLADEN VERBOTEN

Joseph A. Huber

Mit dem Schriftbild „Schuld abladen verboten“ lockt uns Huber in eine Falle. Etwas Geschriebenes zu lesen, ist genauso bindend wie zu hören, was einer sagt. Das tut man im ersten Moment ganz von selbst und schaltet erst später bewußt ab, will man nicht lesen oder hören, am besten durch Augen Schließen oder Ohren Verstopfen. Weil Lesen bindend ist, fällt man auch immer wieder auf den von Kindern geschriebenen Satz herein: „Wer das liest, ist blöd.“ Haben Sie es gelesen? Noch schlimmer: „Das Lesen dieses Textes wird streng bestraft!“ Wer es bis hierher gelesen hat, gerät in ein Dilemma, dem er nur durch den Sprung in eine höhere Ebene entkommt.

Liest man Joseph Hubers Blatt, das wie ein Hinweisschild mit roter Umrandung gestaltet ist, also wie diese Schilder an Schuttablageplätzen, so glaubt man im ersten Augenblick, weil das Muster aus dem Gedächtnis damit zur Deckung gebracht wird, dieses Schild zu erkennen, allerdings stutzt man, irgendwas stimmt nicht, aber was? Man liest noch mal und merkt, vielleicht nicht sofort, daß gar nicht „Schutt“, sondern „Schuld“ steht. Da im Gedächtnis aber „Schutt“ nicht verblaßt, weil ja immer wie-

der provoziert, liest man „Schutt“ wie „Schuld“, als ob Leute Schuld als Schutt abladen wollten und noch dazu illegal. Im Text steckt, so gesehen, ein moralischer Aspekt, der aber durch das witzige Spiel mit herkömmlichen Zeichen gut verpackt ist und nicht aufdringlich wirkt. Allerdings fühle ich mich betroffen, weil ich bisher glaubte, ich würde weder Schuld noch Schutt irgendwo illegal abladen, es sei denn, ich täusche mich, so lade ich diese(n) Schulttd woanders ab.

Doppelmord

das Baumsterben
totschweigen

Frank Goyke
Spiel, Genuß,
Existenz
und tiefere Bedeutung
Gedanken zu Fotos von Klaus Ihlau

Wir schlagen eine Zeitung auf und lesen in den Reden von Politikern, Wissenschaftlern oder auch Künstlern einen Satz, der mittlerweile zum geflügelten Wort geworden ist: Die Menschheit sei sterblich geworden. Auch ein theoretisch falscher Satz, so stellte Friedrich Engels einmal fest, kann eine zeitweise propagandistische Richtigkeit besitzen, und dieser hier will uns auffordern, Widerstand zu leisten gegen die verschiedenen Arten des Gattungstodes; ihn auszusprechen hat also ein vernünftiges Motiv. Warum ich ihn dennoch für theoretisch falsch halte? Weil die Sterblichkeit der Menschheit nicht erst heute, sondern von Anbeginn gegeben war, weil das Leben nicht nur in jedem Individuum, sondern auch in seinen Arten, Gattungen und als Leben selbst: endlich ist. Unser gegenwärtiger Schock besteht aber darin, daß dieses Ende in so (be)greifbare Nähe gerückt ist.

In religiös bestimmten Zeitaltern existierte dieses Problem – zumindest im offiziellen Denken – nicht. Die Glücksverheißung des Paradieses als zeit- und raumloser Ort der unsterblichen Seele prägte den verbindlichen Sinn der Existenz. Spätestens die Neuzeit hat den Menschen aus diesem ideellen Arkadien vertrieben. Materialistische Sinnbestimmung muß also die Verlorenheit des Menschen in Zeit und Raum berücksichtigen, und konsequenter Materialismus tut das auch. Der Sinn menschlicher Existenz liegt in ihr selbst.

Weil uns ein solcher Sinn unlogisch und ein wenig „sinnlos“ erscheint, verschleiern wir ihn gern. Täglich realisieren wir Zwecke, hetzen wir uns für sie ab. Wir handeln: Für eine Sache. Im Interesse des Fortschritts. Für die Fortsetzung unserer Werke, die Fortsetzung vorheriger Werke sind. Und bei all dem zweckvollen Tun vergessen wir oft, wofür diese Sache, dieser Fortschritt, diese Fortsetzung des Fortgesetzten eigentlich ist: für uns selbst – als einzelnen und als Gattung. Eine der Tätigkeiten aber, bei denen der Mensch unmittelbar das Ziel des Handelns bildet, ist: das Spiel.

Das 20. Jahrhundert, das für alles und jedes Theoretiker fand, hat auch diverse Spieltheorien hervorgebracht. Die Utilitaristen dieses wissenschaftlichen Genres unterstellen auch dem Spiel nur nützliche Funktio-

Gerd E. König

LAUFSCHRITT

Beim Laufschrift ist

der Körper

im Winkel

von fünfzehn Grad

nach vorn

zu neigen

Die geballten Hände

haben durch

rhythmische Bewegungen

in Brusthöhe

den Lauf

zu unterstützen

Die Ellenbogen haben

nach hinten

zu deuten

Die Schrittweite hat

siebzig Zentimeter

zu betragen

Die Laufgeschwindigkeit darf

ehundertsechzig Schritt

in der Minute

nicht unterschreiten

Der Blick ist

in den Nacken

des Vordermanns

zu richten

Nach Möglichkeit sind

Husten Röcheln

oder ähnliche

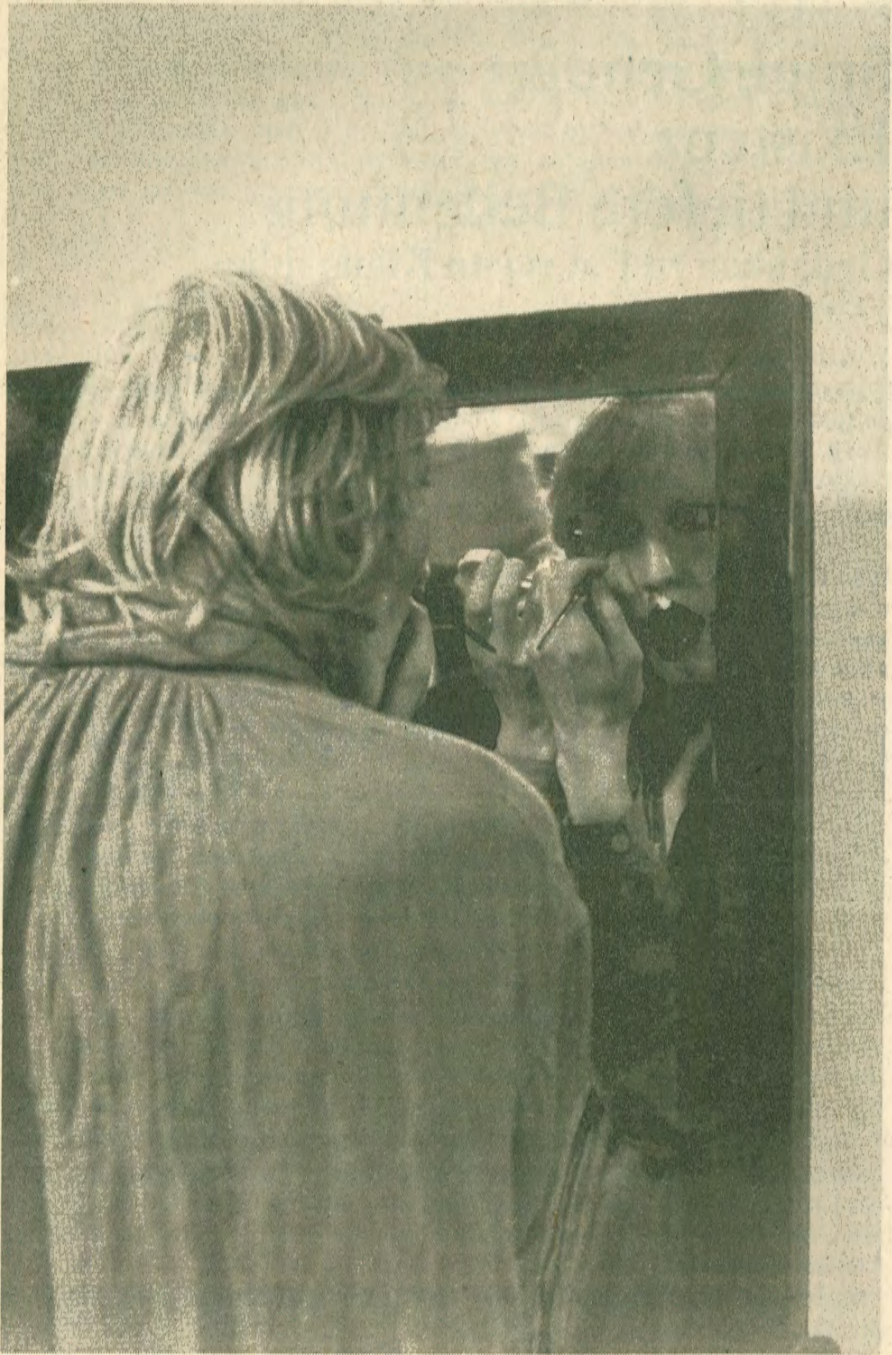
störende Geräusche

bei der Ausbildung

zu unterlassen









nen: es muß ein Ergebnis haben. Was man nicht abrechnen kann, das gibt es nicht! Das Spiel, lesen wir, sei ein Ort risikolosen Trainings und Durchspielens von sozialem Verhalten, das Kind erlerne im Spiel wichtige Normen und Verhaltensweisen usw. Ich will das alles nicht von der Hand weisen, aber welches soziale Verhalten trainiert denn das Skatenspiel? Es diene der Erholung, wird mancher antworten und hat dabei im Hinterkopf: Erholung dient der Reproduktion der Arbeitskraft.

Nein, Spiel ist mehr, es dient nicht nur. Spiel ist der Genuß des Menschen an sich selber, an seinem Kopf, seinem Körper, der Genuß an der, nicht nur und nicht in erster Linie leiblichen, Berührung mit den anderen, mit der Natur, es ist, abstrakt gesagt, Genuß an der Gesellschaftlichkeit des einzelnen **und** an der Individualisierung des gesellschaftlichen Corpus. Genuß aber kennt keine Zwecke. Der Selbstgenuß einer Gemeinschaft im Spiel ist für sie lebenswichtig; eine Gemeinschaft/Gesellschaft, die nicht spielt – mit sich, ihren Verhältnissen, Bedingungen, Perspektiven –, eine solche Gesellschaft verkümmert, trocknet aus, stirbt. Denn Spiel setzt Souveränität voraus **und** schafft sie; wohin der Mangel an Souveränität führt (etwa auch als Fähigkeit, über sich selbst zu lachen), das können wir selbst beobachten. Wo Menschen die Spieltherapie der Nervenärzte brauchen, um zu sich und zu ihrer Ruhe zu finden, ist Dänemark aus den Fugen.

Wir denken beim Begriff Spiel rasch an Kinder und ans Theater. Zweifellos, auch im Theater wird gespielt, und das nicht nur auf, auch vor, neben, über der Bühne – wenn es eine gibt. Und eine der sehr alten Spielfiguren des Theaters ist der Harlekin mit seiner Familie, seinen Vor- und Nachfahren. Die Nützlichkeitsapostel, beginnend mit der bürgerlichen Aufklärung, bei Gottsched etwa, der in Sachsen wirkte, aber eigentlich ins Preußische gehört, aber im Grunde bereits vor ihnen, sie haben Harlekin immer mit Mißtrauen betrachtet oder ihn gar zu töten beabsichtigt. Da gab und gibt es Streitschriften, Direktiven, symbolische Vertreibungen, und man denke hier etwa daran, wie es dem Puppentheater in den Anfangsjahren der DDR-Kulturgeschichte erging. Denn was soll denn das: was sollen diese Albernheiten, diese Mißgeschicke am laufenden Band, dieser Schabernack, was soll das in einer besteingerichteten Gesellschaft?! Cui bono?

Doch die Angst vor Harlekin hat(te) noch einen anderen Grund. Harlekin ist die Verwirklichung des plebejischen Traums, die geordnete, zielgerichtete Staatsaktion durcheinanderbringen zu können. Harlekin tritt die bornierten, selbstherrlichen und erfolgsgewohnten Mächtigen in den Hintern, stellt ihnen Beine. Er ist der sich seiner Verlorenheit bewußte und sie produktiv in Handeln auflösende Mensch, er ist der Schwache, der sich gegen die Starken wehrt, der Schwache, der immer wieder aufsteht, was oder wer ihn auch gefällt haben mag. Er ist Genuß am Schwachsein.



Betrachten wir die Fotos von Klaus Ihlau, so sehen wir: es sind vor allem die Kinder, die mit ihm gehen, die ihm die Daumen drücken, die sein Ungeschick verlachen und seinen Sieg feiern, die Kinder, die starken Schwachen, die die Welt der Erwachsenen so gern in Verwirrung bringen, indem sie die nützlichen Einrichtungen ihrer Funktion entreißen. Ein Klingelknopf hat die Aufgabe, dem Mieter einen Gast anzukündigen. Ein mit Kaugummi arretierter Klingelknopf hat keine Aufgabe, er schafft ein Chaos. Was für einen Genuß an der eigenen Kraft, als Siebenjähriger ein Chaos auslösen zu können.

Und wir sehen drei Männer. Es sind Beamte, die Politik machen. Wo sie zuschauen, füllen sie ein Amt aus, eine Funktion. Ihnen macht kein Harlekin ein X für ein U vor, sie sind – in ihren Augen – kein Gegenstand fürs Kabarett (und erkennen sich nicht in denen, die Harlekin an der Nase herumführt, ist ja ein altes Stück). Sie sind ernsthaft, sie verbergen jede Schwäche. Spielen sie noch? Was mögen sie spielen?

Sie spielen ihre Rolle auf der politischen Bühne, die voller Zwänge ist, und ihre Funktion schneidert die Maske, die sie anlegen, um leben zu können, wie sie es müssen. Dieses Rollenspiel, diese Masken sind längst erkannt als Zeichen der Entfremdung und der Reduktion des Menschen: auf einen Handgriff, auf einen Posten in der Hierarchie, auch auf „männlicher“ Mann und „weibliche“ Frau. Spiel, wie ich es meine, reißt

die Masken ab, stürzt die Hierarchien, schließt die Rollenbücher; weil es sie nicht mehr braucht. In Becketts „Endspiel“ gibt es keine Erlösung der Figuren von ihren Handlungen, die nicht mehr auf den Menschen, die auf nichts mehr gerichtet sind und deshalb endlos wiederholt werden müssen, damit sich vielleicht irgendwann ein Sinn zeigt. Das „Endspiel“ der Gattung Mensch aber, die verwirklichte Utopie entsprechend dem Schillerschen Credo, daß der Mensch nur dort ganz Mensch sei, wo er spiele, vielleicht ist es nichts anderes als ein „totales“ (Gesellschafts-) Spiel einer Erlösten, sprich: unentfremdeten, Menschheit.

Die ironische Avantgarde – neue Prosa aus der Sowjetunion

Die vergangenen drei, vier Jahre brachten viel Bewegung in das literarische Leben der Sowjetunion.

Bekannte Autoren wie Aitmatow, Astafjew oder Granin legten neue, streitbare Bücher vor und beteiligten sich mit vielbeachteten publizistischen Beiträgen an den öffentlichen Debatten zur Umgestaltung. Daneben erreichten wichtige Texte, deren Entstehungszeit weit zurückliegt, jetzt den Leser, darunter Beks Roman „Die Ernennung“, Platanows „Tschewengur“, Pasternaks „Doktor Schiwago“ und Twardowskis Poem „Recht auf Gedächtnis“ (bei uns in „SINN und FORM“, 1/1989).

Immer vernehmbarer verschafft sich auch eine neue – dabei jedoch nicht ganz junge, aber bislang kaum an die Öffentlichkeit getretene – literarische Generation Gehör. Ihr vorrangiger Gegenstand ist der sowjetische Alltag der letzten zwei Jahrzehnte, eine Zeit, von der man heute als „Stagnationsperiode“ spricht.

Diese Autoren (wie zum Beispiel Ludmilla Petruschewskaja, geb. 1938) provozieren mit ihren, gesellschaftliche Mißstände und deren Auswirkungen auf das Seelenleben der Menschen gleichsam sezierenden Erzählungen. Ein charakteristisches Motiv sind elementare menschliche Glücksansprüche und Sehnsüchte, die in der Sackgasse alltäglicher Enttäuschungen steckenbleiben. Ein Leitmotiv, das sich auch durch die skurrilen Geschichten der Tatjana Tolstaja (Jahrgang 1951) zieht. (Ihr Erzählungsband „Rendezvous mit einem Vogel“ erschien dieses Jahr bei „Volk und Welt“ in der Spektrumreihe).

Auffallend viele Frauen schreiben diese neue, „andere“, von Kritikern nicht selten als düster und pessimistisch attackierte Prosa. Das Märzheft der Zeitschrift „Sowjelliteratur“ stellt einige dieser Autorinnen vor.

In einem sind sich Kritik und Leser allerdings einig: Diese Literatur durchbricht den Kanon der ihr unmittelbar vorangegangenen. Klischees der politischen, literarischen und vor allem der Alltagssprache aus den vergangenen Jahrzehnten werden parodiert, Widersprüche zwischen ausgestellten und realen Denkmustern der Menschen sind durch das Mittel der Gröteske akzentuiert.

Die Literaturwissenschaftlerin Natalja Iwanowa spricht von einer neuen „ironischen Avantgarde“. Eine Avantgarde, die durchaus in einer langen nationalen Literaturtradition steht, von Gogol über Sostschenko und Bulgakow bis hin zu Schukschin, vom unglücklichen kleinen Petersburger Be-

amten aus dem „Mantel“ bis hin zu den in der modernen Großstadt verunsicherten Landleuten der Dorfprosa.

Auch bei den drei hier vorgestellten Autoren ist die Tendenz zum Tragikomischen, zur Groteske, nicht zu übersehen. Wie viele Schriftsteller seiner Generation ist Jewgeni Popow (Jahrgang 1946) kein Debütant. Er schreibt – ähnlich Viktor Jerofejew – seit langem. Die nachstehende kleine Erzählung wurde bereits 1976 mit einem Geleitwort von Wassili Schukschin abgedruckt. Den literarischen Durchbruch erlebte er jedoch erst in jüngster Zeit. Sein erster Erzählungsband kam dieses Jahr in Moskau heraus. Popow, der als Geologe das Leben in der russischen Provinz und in den großen Städten genau beobachtet hat, beschreibt halb makabre, halb komische Begebenheiten des Alltags.

Viktor Jerofejew hingegen inszeniert in seinen Erzählungen eine kafkaeske, gruselig-phantastische Welt; die höhnisch verlogene Beziehung eines Henkers zu seinem Opfer ist ein bei ihm wiederkehrendes Motiv.

Auch Sergej Tschetwertkow, der in Odessa lebt und dessen Name erstmalig im vergangenen Jahr in den zentralen Literaturjournalen auftauchte, bedient sich grotesk-phantastischer Mittel. Seine tragikomische Romanze in Prosa verblüfft und beeindruckt durch skurrile Bilder, durch die rührende Donquichotterie des Helden und das eigenwillige Spiel des Autors mit der Zeit.

Noch prägen die großen Romane Aitmatows, Beks, Pristawkins und anderer unser Bild von der aktuellen Sowjetliteratur. Doch mehr und mehr rücken die Autoren, die eine ‚andere‘ Prosa schreiben, nach.

Auf das Echo, daß sie bei den Lesern – auch in unserem Land – auslösen, darf man gespannt sein.

Sabine Moegelin

Jewgeni Popow Der Trommler und seine Trommlerfrau

Es waren einmal eine stille invalide Frau und ein flinker Trommler aus einem Begräbnisorchester, die lebten zusammen.

Die Frau hatte einst mit ihrem Mann in Karaganda in der Kasachischen SSR gewohnt und fuhr mit dem Linienbus zur Arbeit. Da setzte an einem Bahnübergang plötzlich bei dem Bus der Motor aus, der Zug aber war schon zu nahe.

Und der Zug prallte auf den Bus und machte alles zu Brei und Schrott. Und die Trommlerin flog aus dem Bus heraus.

Während des Fluges schlug sie sich an dem Eisen eines Stiefels den Kopf auf, und die Knochen spießten heraus. Seitdem murmelte sie immerzu vor sich hin und las ein einziges Buch. „Die Bergbewohnerin“ von Rassul Gamsatow nämlich, wo er die neuen Beziehungen zwischen den Menschen in der Republik Dagestan und den Kampf um ihre Frauengleichberechtigung beschreibt.

Dieses Buch hatte sie gleich nach ihrer Verletzung im Krankenhauskiosk gekauft. Und trennte sich nie mehr von ihm.

Nach dem Unglück kehrten sich viele von der Frau ab, und der erste war ihr lieber Mann.

Der Trommler, der schlug sein Leben lang die Trommel. Er war ein Trinker, und durch sein Trinken landete er schließlich in einem Begräbnisorchester, wo er mit Musik hinter den Särgen herging.

Da kehrten sich auch von ihm viele ab.

So kam es, daß die beiden sich zusammentaten und fortan in einer Bretterhütte auf der Dostojewskistraße lebten.

Im Winter zog es in der Hütte, aber der Ofen brannte hell. Im Sommer blühte in ihrem Garten der Faulbaum, und es atmete sich gut. Freilich konnte der Trommler das Trinken nicht lassen, und die Frau murmelte weiter vor sich hin.

Sie war eine schöne Frau – schwarzhaarig, schlank.

Er studierte, außer daß er die Trommel schlug, Fragen der Festigkeit der Gegenstände ringsum. Großen Kummer bereitete ihm, daß es gar keine festen Gegenstände auf der Welt gab. Nahm man einen vermeintlich festen Gegenstand, so fand sich in jedem Fall ein noch festerer, der den ersten zerstören konnte.

„Wenn es nicht so wäre, dann hättest du dir ja nicht den Kopf an dem Stiefeleisen aufgeschlagen“, meinte er zu der Trommlerin. Und sie pflichtete ihm bei.

Da seine Suche nach dem Sinn der Festigkeit erfolglos blieb, trank der Trommler immer mehr. Und eines Tages ließ er sich in äußerster Verzweiflung zu einer Freveltat gegen das Allerheiligste hinreißen – er stieg auf die Trommel und sprang auf ihr herum. Einfach so, probetalber.

Die Frau saß indessen auf dem Bett.

Sie saß still auf dem Bett und las in ihrem geliebten Buch. Leise tickte die Pendeluhr. Die Holzwände der Hütte waren sorgfältig geweißt. In der Ecke hing ein Waschbecken, darunter stand ein Eimer. Auf dem Fußboden lag eine Matte.

Der Trommler sprang und sprang. Klein und dick, wie er war, sprang und sprang er, bis die Trommel, sein Broterwerb, platzte.

Das verdroß ihn sehr, und er führte sich garstig auf. Er beschuldigte die Trommlerin, sie hätte ihm das Leben verpfuscht.

„Wenn du dumme Gans nicht wärest, würde ich jetzt im Bolschoi-Theater spielen. Prügeln könnte ich dich.“

Die stille Frau erschrak sehr. Denn sie lebten schon lange zusammen, und noch nie hatte er so mit ihr gesprochen. Sie nahm ihr Buch und rannte hinaus.

Draußen aber war es Nacht, und die Laternen brannten schlecht, deshalb konnte nur davonlaufen, wer in größter Verzweiflung war.

Der Trommler begriff das, und er schämte sich sehr. Stark behaart, wie er war, ging er zur Pumpe. Er zog sich aus, übergießte sich mit kaltem Wasser, ging ins Haus zurück und schlitzte das Federbett auf.

Er wälzte sich in den Daunen, und dann machte er sich auf die Suche nach der Trommlerin.

Er fand sie an der Rasenbank vor dem Haus. Sie zitterte vor Angst und sah in die rabenschwarze Finsternis.

„Wovor hast du denn Angst, du dumme Gans?“ sagte der daunige Trommler. „Du brauchst keine Angst zu haben.“

Die Trommlerin schwieg.

„Hab nur keine Angst, mein Herz“, sagte der Trommler, der ein flinker Mann war. „Ich hab mich nicht mit Teer beschmiert, ich hab mich auch nicht mit Honig beschmiert. Ich habe mich mit Wasser übergossen, und du wirst es leicht haben, mich blank zu waschen. Möchtest du mich waschen?“

„Ja“, antwortete die Frau. Sie stand auf und murmelte: „Ja, ich möchte es, ich möchte es, ich möchte es.“

Und sie gingen ins Haus zurück. Der Trommler umarmte die Trommlerin. Sie wärmte Wasser in einem großen Kübel, goß es in einen Bottich und begann, den Trommler blank zu waschen.

Er saß in dem Bottich und ließ Seifenblasen steigen, damit die Trommlerin nicht weinte, sondern lachte.

*Aus dem Russischen von
Alfred Frank*

Viktor Jerofejew

Weißer kastrierter Kater mit schönen Mädchenaugen

In meiner nervlichen Überreiztheit konnte ich die Schulterstücke und Kokarden der Richter nicht genau erkennen, aber das Ganze muß sich wohl in der Zeit des Zarismus, wenn nicht gar im Ausland abgespielt haben. An dem gegen mich gefällten Urteil änderte das freilich nichts. Ich sprang auf und schrie, an das nebulöse Militärtribunal gewandt, Sie haben sich geirrt, schrie ich, das ist ungerecht, Sie haben mich und sich in eine unerträgliche Lage gebracht. Erstens, schrie ich, habe ich mit der Armee nichts zu schaffen, schon gar nicht mit einem Tribunal. Zweitens bin ich ein Gegner der Todesstrafe, darum ist dies hier für mich doppelt schändlich, ja geradzu teuflischer Hohn. Drittens liebe ich meine Frau, sie wird meinen Tod nicht überleben, sie wird sich aufhängen oder vergiften, oder sie stürzt sich aus dem Fenster oder ertränkt sich, und unser Sohn bleibt als Vollwaise zurück, er wird Ihnen das niemals verzeihen. Viertens ist das alles schon unzählige Male beschrieben und durchgespielt, es ist zur Banalität geworden, aus einem Gesinnungsgefangenen, der ich nicht bin, machen Sie mich zu einem Plagiatgefangenen, der zu sein ich als Schriftsteller entschieden ablehne. Fünftens gehen Sie entschieden zu weit, dringen einfach in Transzendenzbereiche ein und usurpieren einschlägige Funktionen – wenn ich Milizionäre nie gemocht habe, konnte ich mich nicht dazu zwingen, sie zu mögen, obgleich ich ihren relativen Nutzen einsah, deshalb bin ich ja, als mir von meinem Wagen ein Rad gestohlen wurde, zur Miliz gegangen, und dort haben sie mich angehört, aber das Rad gefunden haben sie bis heute nicht.

Ich kam in meiner Zelle wieder zu mir, durch Salmiakgeruch. Vor mir hockte Oberst Diamant, Leiter des Militärischen Lehrstuhls der Moskauer Universität, die ich vor siebzehn Jahren absolviert hatte. Ich erkannte ihn sofort an seinem hellen Kraushaar und den markanten slawischen Gesichtszügen. Seinerzeit hatte er mir das Leben reichlich sauer gemacht.

„Na, Freund, du hängst ja mächtig durch“, sagte Diamant mißbilligend, doch nicht ohne väterliches Gefühl, und schnupperte zum Spaß selbst an dem Salmiak, bevor er das Fläschchen verschloß.

„Wohl keine Lust zu sterben?“

„Ich bin absolut schuldlos, Genosse Oberst“, erklärte ich mit schwacher Stimme.

„Das bist du nicht“, sagte der Oberst fest.

Er war ein stämmiger, schneidiger Mann mit blauen Augen und schmalen Lippen. Ich fühlte, daß er mir an Energie weit überlegen war, er besaß die Energie eines fünfundfünfzigjährigen Mannes, der den Genuß der Macht kennt, mit solchen wie ihm konnte ich es im offenen Kampf niemals aufnehmen, ich ließ mich aus der Fassung bringen, sagte zu allem Ja und Amen und flüchtete mich in Haß.

„Morgen-früh wirst du piff, paff gemacht“, teilte Diamant mir vertraulich mit.

„Wie, schon morgen?“ rief ich hochschreckend.

„Punkt sieben“, präzisierte der Oberst mit einem Blick auf die Uhr.

„Zeit bleibt dir übergenug. Willst du etwas schreiben?“

„Die Berufung?“ fuhr ich auf.

„Wozu?“ meinte er verwundert. „Nein, etwas Schöngestiges. Einen Aufruf vielleicht.“

Ich überlegte.

„Nein“, sagte ich. „Ich habe absolut nichts zu sagen. Darf ich lieber eine Nachricht für meine Frau schreiben?“

„Überflüssig“, sagte der Oberst.

„Sie irren“, sagte ich. „Über alles auf der Welt habe ich meine Frau geliebt.“ Niedergeschlagen stellte ich fest, daß ich von mir in der Vergangenheit sprach.

„Ach, nein“, sagte der Oberst ungläubig.

„Vor vielen Jahren, da waren wir noch nicht verheiratet, habe ich einmal, als ich für den Sommer von ihr Abschied nahm, drei Stunden am Türpfosten geweint. Richtig lieben kann man im Leben nur einmal.“

„Schreib doch darüber“, forderte mich der Oberst auf.

„Darüber schreiben geht nicht“, sagte ich streng und traurig.

„Hast du Negerinnen gehabt?“

„Negerinnen habe ich keine gehabt, und die Heimat habe ich auch nicht verraten“, seufzte ich.

„Doch, hast du“, sagte Diamant fest. „Weißt du, was ich an dir gut finde?“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort. „Daß du keinen Eherring trägst. Ein richtiger Mann trägt keinen Eherring.“

Wir dachten nach, jeder über Seines.

„Willst du mein Geheimnis wissen?“ fragte ich, mich zu ihm vorbeugend.

„Na?“ Er erstarrte, puterrot vor Spannung.

„Ich bin von Natur Romantiker ... Hör doch, diese Stille. Wie auf dem Dorfe ... Bloß daß keine Hunde bellen. Ich bin ein verkappter Romantiker, Oberst.“

„Leck mich doch am Arsch!“ brauste der Oberst auf und spuckte wütend auf den Fußboden.

„Schämst du dich nicht, in der Todeszelle herumzuspucken?“ tadelte ich ihn.

„Entschuldige, ich hab's nicht gewollt“, sagte der Oberst schuldbewußt und zerrieb die Spucke mit dem Stiefel.

„Deine Frau ist wohl eine alte Hexe?“

Diamant nickte trübsinnig.

„Meine ist ein weißer Engel mit weißen Flügeln!“

„Ist sie Sportlerin?“ erkundigte sich Diamant.

„Eigentlich nicht ...“, sagte ich und lief, die Hände in den Hosenta- wie ein Pendel in der Zelle auf und ab. Meine Gedanken waren bei meiner Frau. „Vielleicht erschießen sie mich doch nicht? Vielleicht machen sie mir nur angst wie Dostojewski und verbannen mich. Und dann heize ich den Ofen und schreibe Romane. Was wäre wohl aus Dostojewski geworden, wenn man ihn nicht zur Hinrichtung geführt hätte?“

„Weiß der Teufel!“ sagte Diamant betroffen.

„Ein Tschernyschewski wäre er geworden, verstehst du? Bloß andersherum. Tschernyschewski hat so viele Jahre in Sibirien abgebrummt, und was war? Er ist Tschernyschewski geblieben.“

„Recht hatte er“, lobte Diamant.

„Irgendwie bin ich ins Schwatzen gekommen“, besann ich mich.

„Am meisten habe ich darunter gelitten, daß das Leben nicht meinen Idealen entsprach. In der Schule hatte ich eine Geschichtslehrerin, die hieß Zilja Samoilowna Paltschik. Paltschik – wie der Finger!“ Ich streckte Diamant meinen Zeigefinger entgegen. Wir wieherten beide los.

„Du bist mir schon einer!“ Diamant wehrte ab und wischte sich die Freudentränen.

„Paltschik! Paltschik!“ schrie ich und lachte aus vollem Halse.

„Hör auf! Ich kann nicht mehr!“ Diamant kugelte sich vor Lachen.

„Bei Chlebnikow gibt es ein Gedicht über Lacher. Das hat er über uns geschrieben. ‚Lacht doch mal, ihr Lacher! Lacht doch mal, ihr Lacher!‘ Gefällt dir Chlebnikow?“

„Wem gefällt er nicht?“ fragte Diamant verwundert zurück.

„Hast du vielleicht was zu beißen bei dir?“

„Schokolade habe ich. Vollmilch. Willst du?“

„Gib her. Du hast doch nichts dagegen, daß ich dich duze? Was bist du schon für ein Oberst für mich, wo doch morgen alles aus ist.“

„Irgendwo habe ich diesen Gedanken doch schon gelesen.“ Diamant grübelte nach. „Apropos, Gedanken.“ Er suchte in seiner Aktentasche und holte einen Zeichenblock hervor. „Siehst du, ich habe einen Block. Ich sammle Gedanken. Na, von denen, die wir hier piff, paff machen. Schreib was auf. Ich werde es aufheben und von Zeit zu Zeit lesen.“

„Was schreiben denn die anderen? Darf ich mal sehen?“

„Halt. Erst mal mußt du selber was schreiben, sonst ist das nichts.“

„Na gut!“ willigte ich ein.

„Ausgezeichnet!“ Der Oberst strahlte und schlug eine leere Seite auf.

„Hier hast du einen Stift. Ich bin solange still und rauche eine.“

Ich schlug die Beine übereinander und überlegte. Ich überlegte lange, was ich schreiben könnte.

„Aber bitte leserlich“, beschwor mich Diamant.

Er rauchte eine Zigarette, eine zweite, eine dritte. Endlich hatte ich meine Gedanken gesammelt, die Hände waren mir feucht und kalt geworden. Ich malte ein paar Worte, ohne meine eigene Handschrift zu erkennen.

Diamant nahm mir den Block ab, setzte seine Goldbrille auf und las nachdenklich und laut:

DER MENSCH IST ZUM GLÜCKLICHSEIN GEMACHT WIE DER VOGEL ZUM FLIEGEN.

„Nun?“ fragte ich.

Diamant verschlug es vor Erregung den Atem, lange brachte er kein Wort hervor. Bald sah er mich an, bald auf den Zeichenblock.

„Ist das von dir?“ fragte er endlich.

„Ja“, sagte ich schlicht, konnte jedoch ein selbstgefälliges Lächeln nicht unterdrücken.

„Das ist ja wie ein Hymnus!“ frohlockte Diamant mit blitzenden Brillengläsern. „Geniale Worte.“

Er umarmte mich sogar.

„Danke, vielen Dank, mein Bester!“

„Schon gut ...“, sagte ich bescheiden.

„Ich werde dir mal was sagen“, flüsterte Diamant enthusiastisch und neigte sich zu meinem Ohr. „Für solche Worte ... Für solche Worte ... Das muß ich gleich mal meinem Chef berichten. Für solche Worte könntest du begnadigt werden!“

„Was!“ Mich riß es hoch.

„Wie spät ist es jetzt? Halb fünf? Ich gehe, vielleicht schaffe ich es noch.“

„Geben Sie mir noch etwas Schokolade!“ bat ich.

„Hier, kannst die ganze Tafel haben.“ Eilig holte er Schokolade aus seiner Aktentasche hervor, griff nach dem Zeichenblock, zwinkerte mir zu und verschwand.

Ich stellte mir vor, wie er in fliegender Hast den Mantel überwirft und die Papacha aufstülpt, wie er auf die Straße läuft, Taxis winkt, wie schließlich ein Wagen hält, wie der Fahrer ratschend den Zähler umschaltet, wie sie, auf dem frischen Schnee eine deutliche Spur hinterlassend, durch die Stadt fahren, im Auto ist es warm und gemütlich, der Fahrer ist wortkarg, der Oberst schaut auf die Uhr, der Wagen biegt in die Uferstraße ein und gewinnt Fahrt, die gelben Scheinwerfer leuchten, ich esse Schokolade und sehe, wie sich auf die schwarze Moskwa Schnee legt, der Wagen bremst vor einem mehrstöckigen Haus, das wie eine Hochzeitstorte aussieht, ich finde Gefallen an dieser Torte, ich sehe den Oberst, der an die geschnitzte Tür des Paradeeingangs klopft, und

die verschlafene Liftfrau mit Kopftuch, die lange braucht, um den Stock zu entfernen, mit dem die Tür versperrt ist, und den geräumigen Flur vor den Fahrstühlen, und die noble Fahrstuhlkabine mit dem großen Spiegel, in dem der Oberst zu sehen ist, wie er sich den Schnee abklopft, und schließlich jene Tür: ein kurzes Klingeln – Stille; ein zweites, drittes Klingeln – ja, jetzt werden hinten in der Wohnung Schritte vernehmbar, der Hausgehilfin, nicht der Hausfrau, aus nächster Nähe ist der echt Moskauer Klang einer Kette zu hören, das Schloß schnappt, die Tür geht auf: „Guten Tag, Dussja!“ – „Guten Tag“, – etwas verwundert – „Semjon Jakowlewitsch!“ – „Was ist mit Pawel Petrowitsch? Schläft er?“ – „Ich glaube, sie sind noch auf. Sie arbeiten. Geben Sie mir Ihren Mantel, ich hänge ihn auf.“ Die Diele. Ein Lichtspalt. Die Stimme des Hausherrn. Durch die Tür des Arbeitszimmers tritt, den langen Rücken krümmend, ein weißer kastrierter Kater mit schönen Mädchenaugen.

„Nun, was ist?“ rief ich.

Oberst Diamant blieb mit besorgter Morgenmiene in der Zelle stehen.

„Entschuldige, Freund“, sagte er barsch, aber mit seelischer Qual, und nestelte nach russischer Art, ohne mir in die Augen zu sehen, an seiner Revolvertasche.

*Aus dem Russischen
von Alfred Frank*

1987

Sergej Tschetwertkow

Die Münze

Um die Mittagszeit, so gegen zwölf, widerfuhr Ippolit etwas äußerst Seltsames. Er kaufte sich im Feinkostladen zwei Piroggen zum Tee, doch als er zu Hause, schon am Tisch sitzend, in eine biß und dabei zufällig in ihr Inneres sah, erlebte er eine Überraschung: Anstelle der gewohnten Füllung aus Fleisch und Zwiebeln breitete sich ein kleines Steppenvorwerk mit Häusern und einem Brunnen vor ihm aus. Es war Morgen. Die Hähne krächten. Am Zaun des nächstgelegenen Hauses stand ein vom Schlaf zerzauster Bauer mit offenem Hemd. Mit der einen Hand kratzte er sich das Kreuz, während er die andere als Sonnenschutz gegen die Stirn hielt und zu Ippolit hinaufblinzelte. Im selben Moment tauchte auf dem Hügel hinter ihm ein Panzer auf und hielt an: Schwer knarrend öffnete sich die Luke, und der Kopf des Fahrers mit schmutzig schweißnassem Gesicht kam zum Vorschein. Als der Bauer den Panzer sah, schrie er in einer Ippolit unbekanntem Sprache erschrocken auf. Der Panzerfahrer schrie in der gleichen Sprache zurück, verschwand wieder, und der Panzer wälzte sich vorsichtig den Hügel zum Vorwerk hinab; der Bauer verriegelte sich in der Hütte ...

Ippolit stürzte in den Laden, um die Pirogge zurückzugeben.

Die Verkäuferin hörte sich seine Reklamation bereitwillig an. Sie guckte in das Innere (dort loderten bereits überall kleine Feuer, und alles war mit Rauch überzogen), lachte und warf den Inhalt auf den Boden, trat alles sorgfältig aus und aß den restlichen Teig. Während sie Ippolit das Geld zurückgab, plapperte sie vergnügt etwas in der Sprache der Piroggenbewohner vor sich hin.

Die zweite Pirogge war normal, mit Fleischfüllung.

Solchermaßen gestärkt, schlüpfte Ippolit in seinen Frack (ihm stand heute Wichtiges bevor), ging auf die Straße, legte sich flach auf den Boden, zählte bis zehn und begann, dicht über dem Trottoir dahinzufliegen; exakt aller zweihundertdreiunddreißig Meter ließ er einen Schweißtropfen von der Nase fallen und schaute aufmerksam nach unten, ob sich dort nicht etwas findet: ein Zehnkopekenstück, ein Uhrenglas oder ein Busfahrchein. Unterwegs traf er den Rektor seines ehemaligen Instituts, einen stadtbekanntem Schweinehund, und tat so, als rücke er seine Fliege zurecht. Um abzukürzen (er hatte es sehr eilig), flog er durch das Zimmer der Nachbarn, die mit Möbelerücken beschäftigt waren und nichts merkten, zu Lisas Hof (er flog zu dem einen Fenster hinein und durch das gegenüberliegende hinaus; dabei zerriß er mit dem Kopf die Gaze).

Vor Lisas Haustür hielt er an, brachte schnell seinen Anzug in Ordnung

und stürmte, so rasch ihn die Füße trugen, die enge Wendeltreppe hinauf, vorbei an der fegenden Hauswirtsfrau, wobei er die Zeit überholte und auf eine Spirale spulte.

Lisa erwartete ihn. Noch vor dem vereinbarten Klopfzeichen riß sie die Tür auf, packte ihn an der Hand und stürzte mit Tränen in den Augen, die Fingerspitzen gegen die Nasenwurzel gepreßt, den langen, dunklen Korridor entlang. Die Zimmer flogen an Ippolit vorbei: In einem gab es ein lautes Trinkgelage, im anderen lief „Der Pate“, im dritten roch es unerträglich scharf nach Holzwohle, im vierten ... – man kann sich ja nicht alles merken ...

In Lisas Zimmer ließen sie sich Seite an Seite auf dem Sofa nieder, mit dem Rücken zum geöffneten Fenster, in dem Tauben und Möwen hin und her liefen.

„Ist Ihnen nicht heiß?“ fragte Lisa zärtlich und tupfte sich mit dem Taschentuch die Augen. „Ziehen Sie sich doch aus, genießen Sie sich nicht ...“, schlug sie vor. „Vor wem genießen Sie sich?“

Ippolit stand gehorsam auf, zog den Frack aus, hängte ihn über die Stuhllehne und kehrte in Chemisette, Manschetten und Fliege auf seinen Platz zurück. Er setzte sich auf die äußerste Kante, stellte das Bein galant vor sich (wobei er mit dem Absatz gegen etwas Hartes stieß) und schaute voller Zärtlichkeit bedeutungsvoll auf Lisa.

„Ich habe so auf Sie gewartet, Ippolit.“ Lisa berührte seine Hände. „Sie können sich das nicht vorstellen! Wo waren Sie nur, mein Lieber? Das Warten war eine furchtbare Qual!“

Ippolit küßte ihre zarte Hand.

„Verzeihen Sie. Ich habe einen Freund zu Grabe getragen, er ist in der Blüte seiner Jahre gestorben, für nichts und wieder nichts, wir sind gemeinsam aufgewachsen, unsere Mütter waren mit unseren Vätern befreundet ... Ich werde später davon erzählen, verzeihen Sie ...“ Er küßte ihr die Hand und ließ den Kopf hängen.

Wie ein Gänserich stolzierte Lisas Vater vorbei, ein widerlicher Alter, ein Numismatiker und unverschämter Kerl.

„So jung und so betrübt!“ Belustigt wackelte er mit dem Kopf. Durch das Zimmer der Tochter ging er in den nächsten, mit Spiegeln vollgestellten Raum, vervielfachte sich dort und verlor sich schließlich.

„Ach, wie hab ich auf Sie gewartet!“ sagte sie nach der erzwungenen Pause und wiegte bekümmert ihren Körper. „Wie hab ich auf Sie gewartet! Sie kennen doch diesen gräßlichen Netschiporenko? Vorgestern hat er mir einen Antrag gemacht! Und in welcher Form! Er erklärte, falls ich ihn nicht heirate, wird mein Vater niemals irgendeine altrömische Münze bekommen, aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeit, oder vor unserer Zeit, ich weiß es schon nicht mehr, mir ist ganz schwindlig ...“

„Schuft!“ zischte Ippolit.

„Sie verstehen doch, Ipati, was meinem Vater diese Münzen bedeuten?“

Ippolit nickte. Er war nervös.

Im Nachbarzimmer zeigten sich erneut Spiegelbilder, aus denen schließlich die Gestalt des Vaters wuchs; vor sich hin singend, kam er wieder vorbei.

„Und was war weiter, Lisa?“ fragte Ippolit, während er dem Vater mit frostigem Blick folgte.

„Nehmen Sie doch das Chemisette ab, Sie schwitzen ja“, sagte Lisa liebevoll. Ippolit gehorchte.

„Und außerdem“, fuhr sie fort, „nicht genug, daß mir dieser böartige, niederträchtige Mensch einen Antrag machte, er tat dies auch noch vor dem Vater! Mit welchem Ziel, können Sie sich ja denken? ...“

„Ja, ja, natürlich, um ...“

„Eben ... alles Berechnung ... Und als ich ihm einen Korb gab, verfiel der Vater in regelrechte Hysterie. Das war furchtbar. Er hat so geheult und geschrien, daß ich Angst um ihn bekam! Die Nachbarin von unten, Bella Wassiljewna, mußte geholt werden, damit sie ihm ihren Busen zum Anfassen gibt – nur so läßt er sich in solchen Fällen beruhigen. Ich habe ihr meine letzten drei Rubel gegeben ... Und dieser Mistkerl Netschiporenko steht da und grinst. Ich schreie ihn an: ‚Niemals!‘ Doch er sagt, das macht nichts, er sei nicht stolz und könne warten, und ich könne mich nirgendwohin verkriechen. Sie, sagt er, haben nicht genug Dreirubelscheine, um ihr Papachen zu beruhigen ... Mein Gott, ist's hier stickig.“ Lisa streifte das Kleid ab und hatte nun nur noch ihre schöne Spitzenunterwäsche an.

„Verzeihen Sie, Ippolit, ich hab einfach keine Kraft mehr“, entschuldigte sie sich.

Ippolit nickte und legte seine Stirn an ihre kühle Schulter.

„Und danach?“ fragte er und sah auf: Hinter ihnen flatterten und gurrten die Tauben.

„Ach, könnten wir doch Tauben sein“, flüsterte Ippolit kaum vernehmbar, nur die Lippen bewegend.

„Und dann sagte er noch, daß er, wenn's sein muß, das ganze Leben auf mein Jawort wartet und, solange er's nicht bekommt, nirgendwohin verschwindet.“

„Wie?“ schrie Ippolit und sprang empört auf.

„Ja, stellen Sie sich vor ... Vater unterstützte natürlich diese gemeinen Absichten – er hofft immer noch, zu der Münze zu kommen. Und der, der reibt sich die Hände, bleibt und denkt gar nicht daran, zu verschwinden ... Er ist auch jetzt hier.“

„Wo?“

Lisa wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte erschöpft: „Hier. Unterm Sofa. Tun Sie etwas, Ipati, denn ich habe schon keine Kraft mehr ...“

Ippolit schielte unter das Sofa: Sein Absatz stand auf Netschiporenkos

Kopf. Der lag still, mit dem Gesicht nach unten.

„Wenn Sie wollen, schmeiß ich ihn raus?“ fragte Ippolit. Lisa nickte. Er packte die pomadisierten Haare, wickelte sie um die Finger und zog Netschiporenko unter dem Sofa hervor. Der krümmte sich, stöhnte und suchte, sich mit den Händen zu befreien. Er krümmte sich dabei mehr als nötig, so, als wolle er Ippolit mit seinen Verrenkungen beleidigen. „Sehen Sie, Ippolit“, sagte Lisa traurig, „er läßt mich nicht in Ruhe ..., läßt mich einfach nicht! Wo haben solche Leute nur ihr Gewissen, ihre Ehre und Selbstachtung? Was meinen Sie, Ipati, ist das schlechte Erziehung oder Veranlagung?“ Ippolit zuckte mit den Schultern.

Unterdessen hatte sich Netschiporenko flink und in bester Stimmung wieder in Ordnung gebracht: Lautstark klopfte er sich auf Brust, Beine und Rücken. Gesäubert stellte er sich vor das Sofa und rief nicht ohne Vergnügen:

„Ausgezogen haben sie sich, ausgezogen haben sie sich!“ Er klatschte in die Hände und fuchtelte mit den Armen herum. „Hab ich Sie erwischt, Lisaweta Michailowna! Das erzähl ich alles Ihrem Papachen ... Schauen Sie sich doch an! Er ist halbnackt, sie nur in Unterwäsche ... Alles, alles werd ich erzählen.“

„Oje“, schrie Lisa auf und riß das schon vergessene Kleid an sich. Ippolit nahm seinen Frack.

„Sie sind ein Schuft, ein Mistvieh, Genosse Netschiporenko!“ sagte er, während er sich anzog. „Sie wissen ganz genau, daß zwischen mir und Lisaweta Michailowna nichts Anstößiges passiert ist. Uns war einfach warm.“

„Nein, das weiß ich nicht, das weiß ich nicht“, zeterte jener. „Warm ... Dieses ‚warm‘ kennen wir! Und warum mußte der ganze Dreck auf mich fallen? He? Von wegen ‚warm‘! Wir sind doch keine kleinen Kinder mehr ...“

„Welcher Dreck? Wovon sprechen Sie? Schämen Sie sich nicht!“ empörte sich Lisa.

Netschiporenko grinste und war wider Erwarten völlig gelassen. „Welcher? Ganz gewöhnlicher. Mindestens ein Kilo rieselte mir auf den Schädel, als euch hier oben ‚warm‘ war. Hier, seht’s euch an!“ Er fuhr sich durch die Haare, und tatsächlich flog irgendwelcher Staub und Dreck heraus.

„Sie sollten sich öfter den Kopf waschen“, meinte Ippolit und kniff verächtlich die Augen zusammen. Unbeeindruckt grinste Netschiporenko weiter.

„Ich soll mich auch noch schämen! Das könnte euch so passen! Sie geben sich dem Laster hin, und ICH soll mich schämen. Nein, Lisaweta Michailowna, Sie kennen einfach kein Maß bei Ihrem lasterhaften, unanständigen Tun. Das werd ich alles Ihrem Vater erzählen. Ich kämme mich noch rasch, dann gehe ich los. Er muß ja wissen, wen seine Toch-

ter und er selbst auf seine alten Tage mehr brauchen: Mich oder diesen Gauner, diesen Lulatsch, diese Rotznase im Frack?"

„Was erlauben Sie sich!“ brüllte Ippolit und sprang auf.

„Bleiben Sie sitzen, Ipati, bleiben Sie doch sitzen!“ Lisa nahm seine Hand und drückte ihn wieder auf seinen Platz.

„Soll er doch gehen, Erstens wird der Vater ihm nicht glauben, und zweitens ist er gerade zur Arbeit gegangen, zur Spätschicht.“

„Macht nichts, ich werd ihn dort besuchen“, entgegnete Netschiporenko. Er zog aus seiner Gesäßtasche einen Kamm, pustete ihn sauber aus und ging ins Spiegelzimmer, um sich zu kämmen.

„Jetzt sehen Sie, in welcher Gefahr ich schwebe“, sagte Lisa leise zu Ippolit, als sie allein waren.

„Verlieren Sie nicht den Mut“, erwiderte Ippolit zwar ebenso leise, aber dennoch zuversichtlich. „Uns fällt schon etwas ein ...“

„Ach, Ippolit“, seufzte Lisa, „wenn nur Sie diese verfluchte Münze hätten!“

Netschiporenko, immer noch mit seinen Haaren beschäftigt, schielte zu ihnen ins Zimmer. „Hoffen Sie nicht darauf, Lisaweta Michailowna“, sagte er, „und raten Sie ihrem Macker, daß auch er nicht darauf hoffen soll. Ich liebe Sie wahnsinnig, wie niemanden jemals zuvor, und ich werde alles tun, damit Sie die Meine werden. Netschiporenko macht keine leeren Worte! Und ihr langer Dürrer täte besser daran, mit heiler Haut von hier zu verschwinden ... Soll er sich woanders was Passendes suchen ...“

„Du Mistkerl!“ zischte Ippolit und stürzte sich auf Netschiporenko. Der verpaßte ihm eine ins Gesicht. Langsam und ungelenkt fiel er auf den Rücken. Netschiporenko steckte den Kamm ein, warf Lisa eine Kußhand zu und ging.

Lisa beugte sich über Ippolit. „Warum haben Sie das getan, er ist doch Leistungssportler?“ sagte sie und half ihm aufzustehen.

Auf dem Sofa fing Lisa zu weinen an. „Wie furchtbar, wie furchtbar ... Sie können sich nicht vorstellen, Ipati, was für Angst ich habe, daß er recht behalten könnte!“

Ippolit betastete seine geschwollene Wange, streichelte Lisas Knie und versuchte, sie zu beruhigen. „Es wird schon alles gut, haben Sie keine Angst ...“

Lisa wischte sich die Tränen ab und bat: „Bringen Sie mich auf andere Gedanken, erzählen Sie was ...“

„Wenn Sie wollen, erzähl ich von meiner Kindheit?“ schlug er sofort vor.

„Ach ja, tun Sie mir den Gefallen ...“

„Haben Sie jemals Kornelkirschen gesammelt?“

„Kornelkirschen???“

„Ich denke oft daran, wie ich mit der Mutter vor langer Zeit Kornelkir-

schen gesammelt habe. Wir lebten damals im Nordkaukasus, in einem kleinen, friedlichen Dorf. Morgens nahmen wir uns Körbe – Mutter einen größeren, ich einen kleineren – und gingen in die Berge, die nur spärlich mit Wald, Apfel- und Nußbäumen, bewachsen waren. Die Nüsse, noch grün, milchig und bitter, hatten weiche Schalen, die Kirschen jedoch waren schon reif und dunkel, die zarten Früchte schmeckten fast süß. Ach, Lisa, wenn Sie wüßten, wie schön das war: die hellen Flechtkörbe, randvoll mit dunklen Kirschen! Wie sie auf dem Heimweg hin und her hüpfen und in der Sonne funkelten! Den Berg herunter plätscherte ein kleiner Bach – sauber, kalt, mit flachen weißen Steinchen auf dem Grund; sein Wasser schmeckte unglaublich gut. Einmal bin ich gestolpert, der ganze Korb fiel ins Wasser, und ich schaffte es nicht, alles wieder einzusammeln, der Bach riß die restlichen Früchte mit sich, stellen Sie sich das Bild vor: grüne Wiesen, der weiße Bach mit den tanzenden roten Punkten, und im Tal das Dorf im Nebel ... Der Himmel über uns ist sauber, mit schneeweißen Wolken ... Wie sehne ich mich manchmal dorthin zurück! Verstehen Sie das, Lisa?“

Lisa nickte langsam, ganz in Gedanken versunken.

„Denken Sie auch gern an ihre Kindheit?“ fragte Ippolit. Sie nickte.

„Ich mag es sehr. Wäre nicht der Dienst, der so viel Zeit verschlingt, ich würde ganze Tage und Nächte einfach nur dasitzen und zurückdenken. Jedesmal taucht etwas Neues, längst Vergessenes wieder auf: eine Farbe oder ein schwacher Geruch ..., ein vor den Augen summender Maikäfer oder der treue Blick eines Hundes ... Manchmal kommen mir sogar die Tränen, wenn ich denke, wie schön es war. Oft, vor allem nachts, kommt es vor, daß plötzlich eine Erinnerung in mir emporsteigt, klar und von einer Melodie begleitet, fast spürbar, so daß man meint: nur noch ein bißchen, und man kann in sie eintauchen, versinken und für immer dort bleiben.“ Bei diesem Gedanken lächelte Ippolit verträumt. „Ein erstaunliches Gefühl ... Du spürst sogar, wie du dich unbewußt bewegst ..., das ist, als ob man Sonnenstrahlen fängt: Du weißt ganz genau, daß sie nicht zu fangen sind, und trotzdem versuchst du, nach ihnen zu greifen ...“

„So ein Dummerchen! Vergib ihm, lieber Gott!“ sagte Lisa, wie mit fremder Stimme, und wischte sich mit dem Tuch über die Stirn.

Ippolit verstummte und schaute sie erstaunt an. „Verzeihen Sie, Ippolit, ich glaube, ich habe Sie unterbrochen“, besann sie sich. „Mir will einfach dieser Netschiporenko nicht aus dem Kopf. Heute abend kommt er zusammen mit dem Vater, beide besoffen, und die ganze Nacht wird Domino gespielt. Man kann weder schlafen noch lesen ... Wissen Sie, was Vater gestern gesagt hat? Er hat gesagt, daß er nicht länger daran denkt, mich durchzufüttern, ich soll mich gefälligst selbst kümmern. Das macht er alles nur, damit ich Netschiporenko so schnell wie möglich heirate, verstehen Sie?“

„Verdient Netschiporenko denn gut?“ fragte Ippolit.

„Ja. Er arbeitet als Kontrolleur in der Metro. Da bekommt er so um die dreihundert.“

„Macht nichts, Lisa! Ich lasse Sie nicht im Stich, Sie können mir vertrauen.“

„Vielen Dank, Ipati, Sie sind ein wahrer Freund.“

Ippolit zuckte bei diesen Worten zusammen, rückte die Manschetten zu recht, zog den Frack glatt, stand auf und stellte sich vor Lisa hin. Er wurde rot und nahm eine feierliche Haltung ein.

„Ich möchte Ihnen sagen, Lisa“, begann er mit vor Aufregung hölzerner Stimme, „möchte sagen, daß ich kein Freund für Sie bin, das heißt, kein Freund für Sie sein möchte.“ Lisa sah ihn beunruhigt an, sie ahnte etwas. „... vielmehr, ich möchte nicht nur ein Freund sein“, fuhr er fort und bekam sich langsam wieder in den Griff. „Ich bin heute zu Ihnen gekommen, genauer gesagt, geflogen, um Ihnen meine Hand und mein Herz anzutragen, um Sie zu bitten, meine Frau zu werden. Ich liebe Sie, Lisa ... Warten Sie's ab!“ bat er und hob dabei die Hand, obwohl Lisa gar nichts sagen wollte, sondern sich nur bequemer hinsetzte. „Hören Sie mich bitte an! Jetzt bin ich mutig und kann reden, doch das geht schnell vorbei, und ich muß es doch einmal schaffen. Ich liebe Sie, Lisa, und mir scheint, auch ich bin Ihnen nicht gleichgültig ... Ich bin mir nicht sicher, vielleicht mache ich einen Fehler, doch wenn nicht, wenn meine Gefühle mich nicht trügen, wenn ich so ein Glückspilz bin, daß all das keine Phantasie, kein Traum ist, sondern Wahrheit, aber selbst wenn Sie für mich keine Liebe empfinden, sondern nur Sympathie, wenn ich Ihnen nicht gleichgültig bin – auch dann sollten wir uns vereinen, und ich will alles tun, damit Sie niemals enttäuscht werden ... Wir gehören zusammen, Lisa, das weiß ich ganz genau, der Beweis dafür sind Hunderte schlaflose Nächte, Tausende sinnlos vertane Tage, letztlich mein ganzes Leben! ... Vielleicht rede ich dummes Zeug, wirr, doch versuchen Sie, mich zu verstehn ...“

Nebenan wurde ein Radio auf volle Lautstärke gedreht, keck sang eine Männerstimme: „Wer ist schöner als meine Mathilde?“ Durchs Fenster flog ein riesiger Vogel, ein Albatros, der in der Enge und im Halbdunkel hin und her flatterte. Ippolit mußte schreien, um die Stimme aus dem Radio zu übertönen; von Zeit zu Zeit wehrte er mit beiden Händen den aufgescheuchten, verschreckten Vogel ab. Der Wind spielte mit den Vorhängen; im Geflimmer aus Licht und Schatten fiel es ihm schwer, Lisas Gesicht auszumachen: Im Licht erschien es schmerz erfüllt und angespannt, im Dunkel jedoch grinste es höhnisch, und dieses Hin und Her, der ständig wechselnde Gesichtsausdruck, erregte den ohnehin durch seine Erklärungen und Hoffnungen nervösen Ippolit noch mehr.

„Schauen Sie sich um!“ schrie er. „Wie sinnlos und chaotisch, wie furchtbar ist das alles! Selbst in Piroggen ist Krieg, und der eigene Vater

will Sie gegen eine blöde Münze eintauschen! So darf man nicht leben! Ich biete Ihnen meine Hand, wir müssen uns zusammentun ... Sie sind so zart, so hilflos, und auch ich bin schwach, doch wir haben unsere Liebe! Sie wird groß und stark werden, sie wird unser Anker sein, wir werden uns ganz fest an ihn klammern, und keine Welle, keine Kraft kann uns wegspülen oder auseinandertreiben! Sehen Sie das ganze Unheil um uns herum, alles bricht auseinander – einer allein kommt dagegen nicht an, wird damit nicht fertig!

Und denken Sie auch an die Zeit, den böartigsten Feind des einsamen Menschen ... Oh, ich hab ihre Tücken kennengelernt. Sie ist das Lauenhafteste, Heimtückischste, Niederträchtigste auf dieser Welt. Und das Rachsüchtigste ... Sie lügt und tut so, als bleibe sie stehen oder fließe nur ganz langsam dahin, doch dann rächt sie sich schmerzhaft und grausam für den eigenen Betrug! Gemeinsam pfeifen wir darauf und lachen nur darüber! Wir überlisten die List! Machen Sie mit, Lisa, und wir werden glücklich sein, ich flehe Sie an, ich bin so müde ...“ Ein letztes Mal wehrte Ippolit mit Mühe den Albatros ab (der stürzte hinter das Sofa) und ließ die Hände sinken.

Es wurde ganz still.

Lisa durchbrach die Stille. Sie rief Ippolit zu sich. Gehorsam setzte er sich neben sie.

„Warum haben Sie das nicht früher gesagt, Ipati, warum haben Sie so lange geschwiegen, mich und sich selbst gequält? Ich hab so auf diese Erklärung gewartet.“

„Das heißt also, Sie sind einverstanden?“ rief Ippolit.

„Nun, natürlich, natürlich, mein Dummerchen ...“

Ippolit rutschte vom Sofa, umfaßte Lisas Beine und legte seine Wange an ihr Knie.

„Und was machen wir mit der Münze, Ipatilein?“ fragte sie zärtlich.

„Ohne die geht nichts ...“

„Ich bekomme sie“, antwortete Ippoli.

„Sie müssen sich beeilen, Vater wird sich nicht länger hinhalten lassen ...“

„Ich beeile mich. Ich setze eine Annonce in alle Zeitungen, gehe zu den Sammlern, klaue sie Netschiporenko oder bringe ihn um, auf jeden Fall hab ich sie morgen oder übermorgen. Was für eine Münze ist's denn eigentlich?“

Lisa zuckte mit den Schultern. „Eine runde. Mit einem Kaiser drauf ... Sie müssen sich beeilen, Ippolit ...“

Er erhob sich, und auch Lisa stand auf, sie gingen zur Tür. „Tun Sie etwas, beschaffen Sie sie, ich flehe Sie an ...“, sagte Lisa.

„Ich krieg sie schon“, erwiderte Ippolit.

Beim Abschied, schon an der Tür, sagte Lisa: „Noch etwas! Ipati, mein Lieber, schreiben Sie mir doch bitte, so ausführlich wie möglich, alles

über ihre intimen Beziehungen zu Frauen auf ein Blatt Papier. Wenn ich Sie heirate, muß ich genau über Sie Bescheid wissen.“

Ippolit nickte und rannte nach unten.

Abends setzte er folgende Annonce in alle Zeitungen: „Kaufe umgehend zu jedem Preis oder tausche gegen alles, was Sie wünschen, altrömische Münze ... usw.“

Ohne noch weiteres an diesem Tag unternommen zu haben, kehrte er nach Hause zurück und hing den ganzen Abend wehmütigen Gedanken nach. Seine von Traurigkeit getrübe Freude blies er in eine Renaissance-Oboe. Ein Ausweg fiel ihm nicht ein.

So kam die Nacht. Schwarz, mondlos, sternenreich und still. Ippolit lag wach und sah durchs offene Fenster zwei helle Sterne. Im leeren Dunkel zwischen diesen beiden strahlenden Punkten erschienen kleinere, schwächere, auf den ersten Blick kaum sichtbare. Später entdeckte er zwischen diesen weitere, sich verlierende, ganz kleine und schwache Punkte. Dazwischen noch kleinere und schwächere, danach ganz winzige und schließlich solche, die man sich eher denken mußte, als daß sie mit den Augen zu erfassen waren.

Ippolit wurde müde, blinzelte und schaute einfach aus dem Fenster. Doch noch waren die Augen wach, der Blick scharf, und anstelle des gewohnten nächtlichen Sternenhimmels sah er einen dichten, bald stärker, bald schwächer leuchtenden Raum, ohne eine einzige Naht, einen leeren Ort. Nach und nach erschlaffte sein Blick, die kurzzeitige phantastische Konzentration wich, und Ippolit beobachtete, wie im Rechteck des Fensters dunkle Flecken und Fließchen hervortraten, wie sich alles weitete, mit Himmel füllte, bis auf die unauslöschbaren Punkte der Sterne. Er seufzte tief, schloß die Augen und drehte sich auf die Seite, mit dem Gesicht zur Wand.

Schlaflosigkeit. Irgendwo unterhalb seines Herzens wiegten sich leicht und frei wie hohes Gras Vorahnungen, ob jedoch gute oder schlechte, konnte er nicht ergründen.

Morgens, als es schon ganz hell war, sank er für Sekunden in Schlaf, und im Traum erschien ihm seine Mutter. Sie kam näher, beugte sich über ihn, streichelte ihm den Kopf und sprach: „Du bist ein kluger und guter Junge. Sei nicht traurig, such deine Münze, irgendwo muß es sie doch geben ...“ Darauf verschwand sie.

Ippolit stand auf, zog sich an und machte sich auf den Weg, die Münze zu suchen.

Er ging zum berühmtesten Sammler der Stadt. Dort saß er, fragte, leerte seine Geldtasche aus, bot alles, was zum Vorschein kam, und versprach doppelt so viel, aber der Alte schüttelte nur den Kopf und erwiderte auf alle Fragen hartnäckig: „Ich kann nichts Konkretes sagen ...“ Zweimal kniete Ippolit vor ihm und küßte seine Hände. Für jeden Kuß bekam er ein Stück Zucker. Schließlich begriff er, daß er seine Zeit verschwendete.

„Auf Wiedersehen“, sagte er und ging zu Tür.

„Ich kann nichts Konkretes sagen“, wiederholte der Sammler.

Etwa zwei Stunden irrte er durch enge Vorstadtstraßen. Dabei sah er gebannt zu Boden, immer auf der Suche nach der Münze. Er brachte dies eigenartigerweise mit seinem nächtlichen Traum in Verbindung; er ging in alle am Wege liegenden halbverfallenen, zum Abriß stehenden Häuser und inspizierte lange und eingehend ihr kaltes, feuchtes Halbdunkel, schaute hinter Leisten, scharrte mit den Händen unter morschen Diele ...

Die Sonne begann bereits, sich für diesen Tag endgültig aufzuheizen, als Ippolit die Hauptstraße der Stadt erreichte. Er kam ganz an ihrem Ende heraus, dort, wo sie sich bergauf schlängelt und von wo aus alles bis hinunter zum Meer zu sehen ist.

Auf dem Pflaster lagen drei große, grob gezimmerte Kreuze, jedes zweimal so groß wie ein Mensch. Daneben gähnten drei Gruben, an deren Rändern ausgetrocknete Erde und Pflastersteine aufgehäuft waren. Am Bordstein hatten sich barfüßige, in Lumpen gehüllte Arbeiter niedergelassen: Einer lag ausgestreckt auf dem Rücken und schützte sich mit den Händen vor der unbarmherzigen Sonne, die anderen vier spielten auf einem ausgebreiteten Lappen mit Würfeln.

Ippolit ging zu ihnen. Die Arbeiter würfelten schweigsam, schüttelten lange und nachlässig den Becher. Einige Minuten sah Ippolit dem Spiel zu, dann fragte er:

„Was soll das hier werden, Männer?“

Niemand antwortete. Der eine, der mit dem Rücken zu ihm saß, würfelte, schöpfte dann mit dem leeren Becher Wasser aus einem Ledereimer und goß es sich in den Kragen; schließlich drehte er sich um und gab Ippolit mit der Hand zu verstehen, daß er verschwinden soll. Gehorsam wich Ippolit zurück.

Wie gern hätte auch er sich mit Wasser erfrischt – die stickige Hitze war unerträglich! Doch welch ein Himmel: Blau und hoch wie nie zuvor, als wäre er so weit wie möglich nach oben aufgestiegen und nun kurz davor, herabzustürzen. Die Luft – schwer und dick – füllte sich mit eintönigem Getöse, das von Zeit zu Zeit durch ein fernes, dumpfes Krachen vom Meer her unterbrochen wurde. Es schien, als erfüllten Getöse und Krachen auch Ippolits Herz nach und nach, Stoß um Stoß, mit einem Gefühl der Angst.

Der schlafende Arbeiter zuckte zusammen, schreckte dabei den bei seinen Füßen liegenden Hund auf und fing an zu keuchen.

Oberhalb der Kreuze, wo Pickel, Spaten, Seile und anderes Werkzeug auf einem Haufen lagen, blieb eine Mann mittleren Alters mit einer Zeitung in der Hand stehen. Ippolit ging auf ihn zu. Dessen Miene verfinsterte sich, und verbissen ließ er einen langen Nagel zwischen den Fingern kreisen.

„Hier wird wohl ein Film gedreht?“ wandte sich Ippolit freundlich an ihn.

Der Mann sah auf, warf den Nagel herunter (dort lagen schon Dutzende davon) und zuckte mit den Achseln.

Der flüchtige Gedanke an Dreharbeiten verschwand sofort wieder: Ippolit schaute sich um, konnte jedoch nichts entdecken, was seine Vermutung bestätigt hätte. Um ihn herum war alles leer.

„Vielleicht eine versteckte Kamera?“ fragte er.

Da erregte sich der Mann unerwartet und brüllte wütend: „Was wolln Sie eigentlich von mir? Dreharbeiten! Versteckte Kamera! Woher soll ich das wissen? Sie gehn mir auf die Nerven ...“

Er stieß die Zeitung mit dem Fuß vor sich her und ging weiter, blieb aber vor der Biegung stehen, drehte sich um und starrte eine Zeitlang auf einen Punkt neben dem verwirrten, betretenen Ippolit.

Ippolit folgte seinem Blick und sah im Dunst zwei riesige Menschenmengen zu beiden Seiten der Straße, dazwischen eine Gruppe, deren Kleider in der Sonne schimmerten. All das bewegte sich zögernd, zäh, doch unabwendbar bergauf.

Auch die Arbeiter wurden aufmerksam. Sie sprangen auf, rüttelten den Schlafenden wach und liefen, Steine einsammelnd, aufgeregt um die Gruben. Ihre Erregung übertrug sich auf Ippolit, und er strebte der Prozession entgegen. Nach hundert Metern blieb er stehen und stellte sich ans Geländer, das den Bürgersteig von der Straße trennte.

Die Menge kam näher. Immer öfter und schmerzhafter wurde er gerempelt und auf die Füße getreten, so daß er sich am Geländer festhalten mußte.

Bald sah man auch die Prozession selbst. Langsam, schweigsam zog sie die Straße herauf. Allen voran ein Trommler. Er trommelte gekonnt, ohne auf das Instrument zu sehen. Hin und wieder stieß er mit der schweißnassen Stirn gegen den hochehobenen Ellenbogen, doch keinen einzigen Moment unterbrach er die rasch aufeinanderfolgenden Trommelschläge. Unruhig funkelten sein Helm, die Sandalenschnallen und die vergoldete Scheide seines kurzen Dolchs in der Sonne.

Als zweiter ging der Bannerträger mit einer schmalen, langen Flagge an hoher Stange. Es war vollkommen windstill, so daß er die Stange ständig hin und her schwenken mußte, um das herunterhängende Tuch zu beleben. Ihm folgten drei Reiter. Danach in Zweierreihe Soldaten mit aufgeschulterten Lanzen. Hinter den Soldaten waren wieder Reiter zu erkennen, und schließlich sah man einen langsam fahrenden Karren mit drei Menschen in schweren Fußseisen darauf. Alle drei waren blaß und zerzaust, benahmen sich aber ganz unterschiedlich. Der erste lag mit zurückgeworfenem Kopf, wie betrunken, geschlagen oder gar tot; der zweite, mit Dornenkrone auf dem Haupt, schaukelte vor und zurück, murmelte vor sich hin und wischte mit der Hand übers Gesicht; der

dritte stand aufrecht (um sich festzuhalten, griff er immer wieder nach der Schulter des zweiten), spuckte nach allen Seiten, hob seine Lumpen hoch und zeigte den Hintern, begann sogar zu urinieren, wobei er versuchte, die Menge zu treffen (die wich kreischend zurück, er aber lachte).

Der Karren fuhr vorbei, und ihm folgten wieder Soldaten, Reiter, Frauen in Schwarz und schließlich noch einmal Soldaten.

Der Krach wurde immer lauter; der Trommelwirbel hing noch immer in der Luft, obwohl der Trommler längst nicht mehr zu sehen war.

Gierig folgte die Menge der Prozession. Die Menschen tuschelten, zuckten verständnislos mit den Schultern oder warfen sich erschrockene Blicke zu und kamen dabei langsam voran. Mit lautem Krächzen flogen Krähen von Baum zu Baum. Irgendwo vorn schrie eine Frau lange und durchdringend.

Vor Schwüle wurde Ippolit übel, doch er konnte sich nicht aus der Menge befreien. Während er wartete, bis sie sich an ihm vorbeiwälzte und weitergegangen war, bemühte er sich, seine Kleider zu ordnen. Er zog an den zerdrückten Hosen und stieß dabei auf eine am Boden liegende Münze. Sein Herz klopfte und blieb stehen. Er nahm die Münze in die Hand und erkannte darauf das Profil des Kaisers.

„Das ist sie“, flüsterte er und flog zu Lisa.

Niemand öffnete. Nach jedem Klingeln hielt er das Ohr an die Tür und hoffte, Lisas leichten Schritt zu hören. Stille, nichts als Stille. Schließlich knarrten die Dielen. Die Tür ging auf, und ein ihm unbekannter Mann fragte: „Zu wem wollen Sie?“

„Ich möchte zu Lisa.“ Er wurde hereingebeten.

„Lieschen, Du hast Besuch!“ rief der Mann vom Korridor aus.

Ippolit stand in einer Ecke des dunklen Flurs, drückte die Faust mit der Münze an seine Brust und wartete. Die Münze wärmte seine Hand, aufgeregt schlug sein Herz. Er schloß die Augen: Wie betrunken, schien es ihm, daß alles mit jedem Moment tiefer in einen bodenlosen Abgrund versinke. In seinen Ohren dröhnte es.

„Sie wollen zu mir?“ Er kam zur Besinnung. Vor ihm stand Lisa. Im Dunkel konnte er sie kaum sehen, erkannte aber sofort ihren Geruch.

„Guten Morgen, Lisa“, hauchte Ippolit. „Ich bringe Ihnen das Versprochene ..., genau die ..., da ist sie, nehmen Sie!“

Er griff nach Lisas Hand, um die Münze hineinzulegen, doch sie zog die Hand zurück und schrie aufgeregt: „Was soll das? Wer sind Sie?“

„Ich bin's, Ippolit ... Erkennen Sie mich denn nicht? Es ist hier so dunkel ... Ich bringe Ihnen die Münze ..., die altrömische ...“

„Die Münze?“ fragte Lisa nachdenklich. „Was für eine Münze? Für wen?“ Ippolit war einer Ohnmacht nahe.

„Lisa, was soll das? Erinnern Sie sich, es war doch erst gestern“, rief er. „Ihr Vater verlangte eine Münze. Ich hab versprochen, sie zu beschaf-

fen, und sie ...“ Lisa schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Ach, Sie sind's, Panfuti! Mein Gott, endlich sieht man sich mal wieder! Nach so langer Zeit!“

„Es war doch nur ein Tag, nur ein einziger Tag! Ich bitte Sie...“, schrie er, dem Weinen nahe, und ähnte bereits Schlimmes.

„Ja, ja, wie ein Tag“, bekräftigte Lisa. „Wo sind Sie nur die ganze Zeit gewesen? Erzählen Sie doch ...“ Sie nahm seine Hand und zog ihn hinter sich her. „Gehen wir ins Zimmer, was stehn wir an der Tür, kommen Sie ...“

Die Tür quietschte, und als Ippolit sich drinnen an das Licht gewöhnt hatte (ach, hätte er sich nie daran gewöhnt!), sah er, was er bereits ahnte und befürchtete: Lisa hatte sichtlich verloren, war dicklich geworden und obendrein schwanger.

Sie bot ihm einen Stuhl an und ließ sich auf dem Sofa nieder, nahm einen Korb mit Strickzeug und fragte: „Erzählen Sie, wie es Ihnen in all den Jahren ergangen ist?“

„Es war doch nur ein Tag, zweimal zwölf Stunden“, murmelte Ippolit.

„Sie haben also ihre Münze bekommen?“ fragte Lisa. „Wie viele Jahre sind Sie ihr nur hinterhergejagt!“ Sie lächelte und wiegte den Kopf hin und her. „Ein verrücktes Volk seid ihr Sammler! Ich kenne das von meinem Vater. Vielleicht darf ich sie mal sehen?“

Ippolit öffnete schweigend die erstarrte Faust. Vertrocknete, nicht wiederzuerkennende und doch vertraute Finger nahmen die Münze aus seiner Hand.

Ein beleibter, nachlässig gekleideter Mann kam ins Zimmer – es war der, der Ippolit die Tür geöffnet hatte.

„Machen Sie sich bekannt: Mein Mann, Pjotr Petrowitsch Netschiporenko, und das, Pjotr, ist Mefodi, ein alter Freund unserer Familie, ein Numismatiker, gewissermaßen ein Schüler von Papa. Ich erinnere mich gut, wie Sie mit Vater diskutierten, die reinsten Wortschlachten waren das, man wollte am liebsten weglaufen!“ sagte sie und wandte sich mit einem Lächeln an Ippolit. „Sie haben ihm regelrecht seine letzten Tage verschönt, dafür bin ich Ihnen sehr dankbar.“

Ippolit verstand kein Wort, in seinem Kopf hämmerte es: „Alles ist dahin, das Leben ist verloren ...“

Netschiporenko nahm behutsam die Münze aus der Hand seiner Frau, und während er sie eingehend betrachtete, verließ er das Zimmer.

„Wie gut Sie aussehen! Einfach fabelhaft! Als seien Sie sogar noch jünger geworden, wirklich! Und dabei sind wir doch gleichaltrig, nicht wahr? Sie sind, glaube ich, sogar etwas älter! Erstaunlich! Wie haben Sie das nur gemacht, wenn ...“

Ippolit bedeckte das Gesicht mit den Händen, sackte zusammen und fiel taumelnd auf den Stuhl.

„Was ist mit Ihnen? Ist Ihnen schlecht?“ fragte Lisa beunruhigt.

„Diese ganze Zeit, sie hat mich ruiniert“, stöhnte Ippolit, „getötet, mein Gott ..., erinnern Sie sich denn an gar nichts, Lisa? Gestern morgen, die Vögel, die Münze!“

Lisa sah ihn verdutzt an. „Was für ein Morgen? Was für Vögel? Sie sind merkwürdig ... Was ist nur mit Ihnen? Ist Ihnen nicht gut?“

„Erinnern Sie sich denn an gar nichts?“ wiederholte Ippolit.

„Natürlich erinnere ich mich ... Freilich nicht an alles ..., ich weiß nicht genau, was Sie meinen ... Ich sagte ja schon, daß der Vater Sie sehr mochte, verehrte, wie ein Münzsammler den anderen, er schätzte Ihr Wissen, Ihre Fähigkeiten, verwies nicht nur einmal auf Ihren Fleiß, sprach von Ihrer Ordnungsliebe, Ehrlichkeit, führte Sie als Vorbild an ...“

Ippolit ging vor Lisa auf die Knie, nahm ihre Hand, hielt sie an seine Wange. „Ich bin mit allem einverstanden, Lisa. Mit dieser nicht mehr jungen Hand, mit diesem furchtbaren Betrug, doch erinnern Sie sich, ich flehe Sie an, erinnern Sie sich doch! Lassen Sie uns fliehen, vielleicht kommt oolles noch on Ordnung ... wenn nicht mir nichts, dir nichts, dann vielleicht dir nichts, mir nichts, das heißt, vielleicht och omgokohrt! Rrehen sii, schielleicht ...“

„Faas ist mit Ihnen, Irakli?“ sagte Lisa erschrocken. „Was ist mit Ihnen? Ich hervehste Sie nicht ...“

Ippolit stand auf. Ein Schwanken, nein ..., doch, alles schwankt, wie hin und her gezerrt, verdreht ..., nur noch ein Tropfen, und alles beginnt zu beben, wegzuschwimmen, sich zu krümmen, zu verzerren ..., und dann noch einer, und noch, und noch ... Schwindel, Zittern, nein, doch, Schwanken, ein schwankendes ...

„Zerheien Schi, Liso“, stotterte Ippolit.

„Saw bahen ies, Paladi, saw negarf ies?“ Sellas etknawsch, sla bo eid tlew thegretnu!

„Neheizzrevnen ies, Naisa“, iederohlteippolit.

„Oinik! Oinik! Ketkch aa galisa waku neslak ow mansup? Schwas?“ riesch Liwinichiga.

„Danafwahlat! Danafwaklat ... Swutada!“ basknul pro tom, ausruffin paradischal.

Ipati sprang aus der Tür und stürzte die Treppe hinab.

Er bemerkte nicht gleich, daß ihm das Laufen mit jedem Schritt schwerer fiel. Die Luft (wenn es welche war) wurde immer dicker, schwerer und fester. Er spürte, wie sein Herz schmerzte, wie die Sehkraft nachließ und die Stirn sich mit Schweiß bedeckte, wie die ihm ins Gesicht fallende Haarsträhne grau wurde; Zentimeter um Zentimeter, mit letzter Kraft, überwand Ippolit die schreckliche Entfernung, die ihn noch von der Haustür trennte. In der Ecke stand die erstarrte Hauswirtsfrau mit dem Besen in der Hand; in den einfallenden Sonnenstrahlen hing unbeweglich Staub. Noch ein bißchen, noch ein Stück! Müh-

sam und lange umklammerte er die eiserne Türklinke, bis die Last eines halben Jahrhunderts beim Öffnen der Tür endgültig über ihm zusammenbrach ...

Im Hof machte er ein paar Schritte und blieb stehen; er stützte sich auf den hinter seinem Rücken versteckten Stock, vergaß die Müdigkeit und schaute noch einmal zu dem Fenster in der dritten Etage. Es gehörte zu jenem Zimmer, in dem das Glück an einem ebenso klaren Frühlingstag wie heute einst für ihn greifbar nahe schien.

Ippolit Ippolitowitsch erinnert sich genau: Es war ein Donnerstag, und sie hieß Lisa. Das andere ist mit den Jahren verblaßt, weggespült worden, doch die Gewohnheit läßt ihn jedes Frühjahr, immer am bewußten Tag, hierher zurückkehren, er schlendert ein bißchen herum, wischt sich den Schweiß von der Stirn und kauft auf dem Rückweg eine billige Flasche Wein. Warum? Das weiß er selbst nicht. Vielleicht, um so etwas wie einen Feiertag zu haben – seinen Geburtstag hat er längst vergessen, und zu Silvester schläft er stets vor Mitternacht ein.

Es ist Zeit, doch Ippolit Ippolitowitsch verharret noch ein paar Minuten: Das Herz sagt ihm, daß dieser Frühling sein letzter sein wird.

Aus dem Russischen
von *Sabine Moegelin*

Franz Ullmann

dirkmusik

dirk macht musik .
dirk macht musik .
macht dirk musik ?
dirk macht musik .
musik macht dirk .
dirk mirkt musirk .
derk merkt mersek .
durk muckt murks .
dsirksi msirksi msusirksi .
dsisi sisi susi .
sisi sisi sisi .
dacht macht sacht .
da lacht acht .
dark mark stark .
musik dusik musik .
mu sikdu sikmu sik u .
was macht dirk ?
dirk macht musik .
dirk macht mu .
dirk macht .
dirk .

Franz Ullmann

Schenkel Song

Schuld !

Schenkel, Schärpe, Lawine ?

Schemel Scheich Sumpf Saal Ulme Fagott –

Suppe, Ratten Radio : Transport Kostüm /

Schädel –

Türke, Schatulle Schelm Sardine :

Schenke .

Schenkel –

Schenkel Schenkel –

Schenkel Schenkel Scherbe .

Schenkel Schenkel Scherbe,

Scheune .

Schall !

Schenkel Scharlach, Lava ?

Scheck Scheide Satellit Satan Elefant –

Sarg, Wagen Vase : Hippodrom Rakete /

Scharlatan –

Gebirge, Schale Scherge Sizilien :

Geschenk .

Schenkel –

Schenkel Schenkel –

Schenkel Schenkel Schere .

Schenkel Schenkel Schere,

Schelle .

Schatz!

Robert Kluge

Guten Morgen du Schöne Weide

gelbräuchrige buntblumengardinen
drei kippenweit kaputter wecker
abgaskaskaden verdichten
wettervorhersage zur
groteske

im tagesbeschwerdebuch
sich abzeichnende gefäßverengungen
(grobkizzen des gehirnschutts)
stechen noch
leserlich und verbindlich
in die augenränder

wilhelminen straßputzen sich
aus hinterhöfen heraus
ein fenstersturz weit
rädert werkbahn ihr gleis
im wechsellicht schichtschichten
und schulklassen haltstellen suchend

die lache erbrochenes
vor'm broilerstübchen
liegt noch
als ich drüberspringe
lädt die städtische willabfuhr
in vino veritas

Robert Kluge

Story vom Gebrauchsmusiker

Was hast du früher gespielt
Freß – Tour
oder Küß – Moll ?
Kleb' Hemds (Früh-Jazz)
Is' sowieso alles nur
Rock 'n roll ...
In pro fitz ation
(längst vorbei – dissoniert in
Freß – Tour)
Na Kot
Kamm über.

Haß – mollig
(am Pad)
klingelt gut
Münz'
durch's hohe „C“- pfchen
Noch Ein'!
(Wein stimmt immer)
Und'n Blues
in Chese –
Long

Ablösung

Die „Manchen“ sind zur Zier
die „Vielen“ sind zur Pein
die „Selt'nen“ sind verflucht
die „Großen“ sind zu klein

Die „Selt'nen“ sind zu wenig
die „Großen“ sind zu tot
die „Vielen“ sind schon peinlich
die „Manchen“ in der Not

Die „Großen“ sind anfechtbar
die „Vielen“ vielzuviel
und recht bleibt nicht was Recht war
bei Zuckerbrot und Spiel

Tobias Rex

hommage arpart

arpschleicher schleichst du leis um heißen brei
arpschleicher mußt du mus umrungen
arpschleicher heißt du ful leicht rumpel stulz
nein du heißt arpschleicher
nun du hußt urpschluchzer

Anpassung

fischte frische Fische
Aale
gestern aus der klaren
Saale
Fische abgehärtet
leben
Haken Stiefel
rosten kleben

Für Philologen

sukzessive memorandum
indiziert latent disjunkt
chnospizi
et demonstrantum
terrible
präposter punkt

Tobias Rex

Sonet

so net
mit dir
ists mir
im Bet

doch wet
ten wir
ohn Bier
gehts net

so ret
der Wein
den Schein

ach hät
ich Rum
wärs net so dum

panta rhei

lava lava deo
koma semi neo
ultra plex
poster rex
para ex in rheo

Jörg Romanski

Erster Targ im Mai

Himmelr steht. Lacht wie ein Kirnd – die Sorne.
Fahnen schmartzen glückerlich. Lurftbarllons
in kleirnen Fäustern kichern rot und blaur.
O die Menschern viel! Das winkert und schlenkert,
wirft Blicker tribünernhoch.
Hornorationen erwieherdern herzhaft. Darn:
Bier, Würster, Lurtscher. Es reibert sich eng
MannFrau vor Mrodenschau.
Interessarntes siehrt man: Sormerkorlektiornen
schlankern applauersürchtig.
Augern wandern. Aber barld wolkert Himmelr.
Hause, hause!

modernes liebesgedicht

benannt: ich festung

erstens : überall fleischhaut
zweitens : drauf leichtes leinen
drittens : drüber ne decke
viertens : drüber noch ne decke (beton)
fünftens : drauf ein dach
sechstens : dann etwas atmosfäre.
siebentens : zuletzt viel kosmos

doch gehst DU fort
ich fall

Gisbert Amm

per telegramm

*Widmung: Liebe Deutsche Post Ich
Danke*

ueber fallen schnipseln + ist du in allen +
misteln fuehrest u frau + mein bauch +
die vögelein geigen das alte + warte kur +
halte + u fest +
u auch

Peter Wawerzinek

Kein Fliegen Kein Klatsche

Mein Zimmer sein ein Fliege. Das Fliege schaut mir zu.
Der Fliege auf der Liege dann geh auch ich zu Ruh'.
Mein Fliege ich nicht grüßen. Nur nicken mit dem Kopf.
Nur zucken mit den Füßen bei Schreibmaschinenklopf.
Die Fliegen die ich habe die mir das Zimmer prunkt
Der Tierchen ist ganz närrisch mir machen einen Punkt
Ja, einen Punkt aufs Blättchen wenn enden sollen Text
Dann heben seinen Steißer und munter aufgekleckst.
Son Fliegen soll erschlagen mit einer dieser Hand
Kein Klatsche für das Fliegen Dann lieber mich verbannt!
Dies Fliegen ist mein Musen. Mein Musenflieglein.
Kein Schöpfen und kein Werken und auch kein Dichterlein.
Nur wann das Fliegen sterben und mir nicht nicken zu
dann schlagen ich symbolisch und Fliegen zärtlich tu
ich in mein Hosentasche als allerletzte Ruh
Und öffnen Fenster bis wann mir fliegt was zu.
Was so ist Fliegen so wie gewesen Du!

Jo Fabian

Die Idioten

I Vorgänge

1 Einladen

Wir saßen alle eng beisammen im vorderen bestens dafür geeigneten raum. als je ner herr eintrat und uns für diesen abend noch zu sich einlud. wir nickten ihm alle freundlich zu und unsere blicke begleiteten ihn wieder hinaus. auf der treppe oder vor dem haus jedoch mochte er es sich noch einmal überlegt haben denn kurze zeit später trat er wieder ins zimmer und gab uns bescheid daß er uns lieber doch nicht einladen wolle. wir nickten ihm bedauernd zu und schon war er wieder verschwunden. doch auf der schwelle noch machte er abermals kehrt und lud uns nun doch für den abend zu sich ein. na also. nickten wir zustimmend während er schon hinaustretend über den absatz wiederkam um seine einladung lieber doch zurückzuziehen. aus welchen plötzlichen gründen auch immer. nickend schauten wir auf den freundlichen herren der gerade im begriff war seine voreilige entscheidung zu bedauern als er sich einmal um die eigene achse drehte und sie lieber doch unterstrich. und während wir noch nickten streckte er bereits seine hände einladend nach uns aus bis wir wohlwollend und verständnisvoll nickend den raum verließen und den auf der stelle immer schneller kreisenden herren nicht mehr beachtetten.

2 Verabreden

Wir erwarten einen freundlichen herren zu besuch und schauen aus dem fenster um sein späteres eintreten früher als sonst jemand zu erfahren. jetzt steigt er aus der bahn. jetzt geht er die straße hinunter. jetzt biegt er um die ecke. jetzt sehen wir ihn. jetzt gehen wir in die küche um die letzten vorbereitungen zu treffen. jetzt betritt er das haus. jetzt schneiden wir in den kuchen den wir aus der röhre nahmen. jetzt ist er auf dem letzten treppenabsatz im flur. jetzt machen wir die kaffeemaschine an. jetzt steht er vor der tür. jetzt legen wir die schürze ab und nehmen die sahne aus dem kühlschrank. jetzt richten wir letztmalig unser haar in der fensterscheibe. jetzt sehen wir den freundlichen herren das haus verlassen. jetzt biegt er um die ecke und steigt bald in die bahn. jetzt ist klar daß er uns nicht antraf als er uns besuchte. jetzt erst entzünden wir die kerzen. trinken kaffee und essen kuchen.

3 Klopfen

Wir sitzen in unserem haus und trinken kaffee. ab und zu schauen wir durch die dicken scheiben hinaus auf die straße. hinaus in den garten. hinaus hinter das haus. zu ebener erde ist das häuschen gebaut zu ebener erde wollten auch wir unseren kaffee nehmen. während wir also kaffee trinken und ab und zu hinaus schauen zur straße zum garten und hinter das haus sehen wir an der seitenfront wo niemand bisher hinschaute einen ganz dünnen herren klopfen und gestikulieren. er sah uns auch ob nachdem wir oder bevor wir ist unmöglich herauszubekommen. wir fragten uns natürlich was das zu bedeuten habe und waren

drauf und dran uns darüber auszutauschen als der gestikulierende dünne herr wegsprang. gleich wiederkehrte und wieder wegsprang. wir sahen ihn zur vorderseite gelangen und die nächste scheibe bearbeiten. er machte den mund dabei häufig auf und zu. zeigte die zähne und runzelte ganz oben den kopf. wir versuchten ihm durch blicke verständlich zu machen daß wir ihn gesehen hätten. es sei jetzt gut. aber das strichmännchen sprang weiter weg und wieder hin. klopfte. gestikulierte und machte den mund auf und zu. während er schon wieder die seite des hauses wechselte um uns von ganz woanders her zu kommen. weg und hinzuspringen. den mund zu öffnen. die seite abermals zu wechseln. wir waren mit dem kaffee schon längst fertig als wir hinter dem haus immer noch ein entferntes klopfen hörten. ein undeutliches wegspringen in unserem garten wahrnahmen und eine letzte mundbewegung auf der straße vermuteten.

4 Öffnen

Es klingelte sturm an unserer tür als wir gerade in der badewanne saßen um uns ordentlich zu säubern und zu cremen. als wir fertig waren getrocknet und geöffnet klingelte es immer noch. also zogen wir uns rasch an. deckten in aller eile den tisch zum kaffee und schnitten auch noch kuchen für die tafel. klingeln. wir legten eine platte auf. hörten sie eilig an und ließen uns kurz in die sessel fallen. nach einer weiteren halben stunde ist das klingeln endlich erstorben. wir gehen zur tür um nachzusehen wer der ungeduldige besucher war. wir öffnen die tür einen spalt weit. dann zwei. dann drei und während wir schauten sagte eine uns unbekannte stimme: ich bin es. und war bereits in kurzen zickzacksprüngen in der wanne. am tisch. im sessel. an der tür. und während wir noch beim schließen der tür in drei spalten waren huschte er mit den worten: ich bin es doch nicht. gerade noch rechtzeitig hinaus vor dem zufall.

5 Eintreten

Wir sitzen in einer gemütlichen runde mitten im zimmer. als ein freundlicher herr eintritt indem er die tür vorsichtig beiseite nimmt und ein paar gut überlegte schritte auf uns zu in den konzentrierten raum setzt. wir grüßen ihn nicht und fragen auch nichts bis er sich wieder hinauswendet und die tür hinter sich in den rahmen tut. dann nicken wir uns im kreise bestätigend zu und sind auch schon wieder gemütlich beieinander. als ein freundlicher herr eintritt indem er die tür und ein paar schritte in den raum setzt und nachdem wir nicht grüßen. nicht fragen und auch sonst nichts sagen ihn wieder verläßt. wir nicken uns zu. als ein freundlicher herr die tür öffnet. beinahe eintritt und schon wieder verschwunden ist. während wir noch immer nicken. als ein freundlicher herr draußen an unserer tür vorbeigeht. sitzen wir gemütlich nickend noch lange im kreise beieinander.

6 Begutachten

Wir riefen bald danach jenen bekannten mit dem rosa schal an. um ihm das ergebnis mitzuteilen. nein er müsse kommen und es selbst sehen dann werde er entscheiden. einige zeit lang betrat er also unsere wohnung und wollte es sofort sehen. wir zögerten und erkundigten uns vorerst wo er denn seinen rosa schal habe. ob er ihn gerade heute vergessen hätte. er trüge ihn seltener. eigentlich gar nicht mehr und auch früher habe er ihn nur ungern getragen. nun wolle er aber

das ergebnis in augenschein nehmen. ob er denn wenigstens noch jene tonpfeife rauche. nein nicht mehr das sei vorbei. inzwischen muß er auf seine lunge achten und sei hier um unser ergebnis zu begutachten. aber den hut den mit dem abzeichnen den trage er doch noch. den hut habe er überhaupt nur ein zwei mal getragen. es muß jener tage gewesen sein als wir ihn kennenlernten. er sei aber um gotteswillen kein hutträger. eigentlich nicht und überhaupt auch nicht. so tanze er auch schon lange nicht mehr auf zehenspitzen. doch ohne schal pfeife und hut wie er da stand und nicht mehr auf zehenspitzen tanzte war er eben nicht unser bekannter mit dem rosa schal. der tonpfeife rauchte. einen hut mit abzeichnen trug und auf zehenspitzen tanzen konnte. also ließen wir ihn stehen und suchten im telephonbuch nach einem anderen bekannten den wir von unserem ergebnis in kenntnis setzen wollten.

7 Beiseiteräumen

Wir traten seinerzeit an jenen freundlichen herren heran und baten ihn alle störenden gegenstände zu entfernen. er überlegte kurz. schaute sich den betreffenden raum genau an und begann besonnen und ohne ein wort zu verlieren mit der arbeit. zuerst reckte er sich nach den lampenschirmen. nahm die decke herunter. räumte schließlich das haus beiseite. dann die anderen häuser und die türme. danach griff er sich eine mauer mit den herren die darauf saßen und in die gegend schauten. tat die berge in die täler. goß die meere in die spalten und löcher und steckte sich schließlich die ganze welt in die tasche.

Das erste Experiment/versuch:bild

Wir besitzen ein bild. welches wir unter allen umständen für das gültigste aller bilder halten und die versuchung ist groß es anderen für kurze zeit zu zeigen. also tragen wir es dann und wann behutsam hinunter auf die straße und präsentieren es den vorbeikommenden passanten. die uns zu unserem bild beglückwünschen. die gültigkeit des bildes mit uns besprechen und uns zu guter letzt um unseren besitz beneiden. nun ereignete es sich aber gerade heute daß ein freundlicher herr auf unsere frage ob ihm dies bild gefalle und ob er es nicht besitzen wolle da es von solcher gültigkeit ist verneinte und eilig weiterlief. damit gaben wir uns aber nicht zufrieden und liefen hinter ihm her um ihm das bild abermals zu zeigen und ihn zu fragen was er davon hielte. er schaute es sich diesmal etwas länger an. wendete es gegen das licht und sagte: nein. es gefällt mir nicht. damit gaben wir uns aber nicht zufrieden und nahmen ihn mit in eine dunkle nebenstraße. stellten uns neben ihn und hielten das bild in die höhe. jetzt. fragten wir. nein. jetzt auch nicht. noch weniger sogar. gab er zur antwort. wir gaben uns aber nicht zufrieden und nahmen ihn mit auf den himalaja. ließen ihn das bild gegen den schnee betrachten und warteten geduldig auf seine entscheidung. nein. auch hier nicht. hier noch weniger als dort. wir stiegen einige bäume hinauf. das bild zwischen uns. die wege unter uns. nein. beim besten willen nein. wir überlegten kurz. holten ein ganz bestimmtes buch hervor und hielten ihm eine ganz besondere geige unter die nase. auch nicht mit einem buch und einer geige? er sieht sich alles ganz genau an. dreht ein wenig den kopf. löst eine hand aus dem geäst und sagt: nein. auch dann nicht. überhaupt niemals. damit gaben wir uns aber nicht zufrieden.

8 Botengänge

Neulich hatten wir ein ganz besonderes anliegen an einen uns unbekanntem freundlichen herren. der sich bereit erklärte in unserem auftrag an einem ganz bestimmten gebäude. ein paar straßenzüge weiter zu warten bis jemand erschien dem wir möglichst nicht selbst unter die augen kommen wollten um ihm eine mitteilung zu machen dessen wortlaut wir dem freundlichen boten überließen. über das vertrauen welches wir ihm entgegenbrachten erfreut. versicherte er daß wir uns nur auf ihn verlassen sollten und war gerade in begriff sich zu jenem treffpunkt hinzubegeben. als einem von uns einfiel daß es vielleicht richtiger wär die nachricht am städtischen kino übermitteln zu lassen. welches sich in der entgegengesetzten richtung befand. noch ehe wir gemeinsam darüber beraten konnten machte jener freundliche herr bereits kehrt und marschierte zum kino. jetzt riefen wir ihm nach daß noch nichts entschieden wär zwischen uns und es uns lieber wär bis es soweit ist den treffpunkt an jenem besprochenen gebäude anzunehmen. daraufhin kam er eilig zurück. ging an uns vorbei und war bald schon nicht mehr zu sehen. während wir den vorschlag kino mit einer klaren stimmehrheit verabschiedeten und bald darauf einen freundlichen herren fanden der sich bereit erklärte in unserem auftrag dort jemanden zu erwarten und unseren augen entschwand als wir über den vorschlag schwimmbad abstimmten. inzwischen haben wir überall in der stadt freundliche herren stehen. die wiederum auf jene warten. denen wir selbst nicht unter die augen kommen wollen. um ihnen eine mitteilung zu überbringen deren wortlaut den herren vollkommen überlassen ist.

9 Aufträge

Wir werden gebeten hinauszugehen und nachzuschauen. wir öffnen die tür. gehen hinaus und schauen genau nach. dann kommen wir wieder hinein und schließen hinter uns die tür. dann werden wir gebeten hinunterzugehen und alle maschinen in gang zu setzen. wir öffnen die tür. gehen und kommen in einem und haben die maschinen in gang gesetzt. wir werden gebeten ins land zu eilen und allen zu sagen daß die maschinen bereits in gang sind. wir öffnen und schließen die tür in einem und haben wohl allen bereits mitgeteilt daß die maschinen in gang sind. wir werden daraufhin gebeten mit der arbeit an der küste zu beginnen. wir öffnen nicht mal die tür. drehen uns einmal auf der stelle um die eigene achse und haben mit der arbeit längst begonnen.

10 Verabreden und Umarmen

Wir sind als erstes ein mann und eine frau die sich im park treffen. wir umarmen uns. flüstern uns etwas in die ohren. lecken uns die lippen einander ab und schütteln uns vergnügt die hände. dann verabschieden wir uns weinend voneinander. gehen nach hause. verabreden uns mit jemand ganz anderem im park. gehen rechtzeitig hin. umarmen uns. flüstern uns zu. lecken uns ab. schütteln uns die hände. verabschieden uns weinend und gehen nach hause um uns mit jemand ganz anderem im park zu verabreden. heute stehen wir zu jeder zeit und überall im park herum und während wir uns noch umarmen. verabschieden wir uns weinend voneinander um rechtzeitig jemand ganz anderen zu umarmen.

11 Frauen suchen

Eines abends zogen wir gemeinsam los um uns ein paar frauen von der straße zu holen die zu uns paßten. dabei gingen wir um ecken. auch durch schächte. spannten bögen. liefen kurven. schlugen haken und sprangen immer wieder zur seite. vor und ran. doch den frauen sind wir nicht begegnet. eines anderen abends gingen wir gemeinsam ins kino. doch schon auf dem wege verloren sich viele aus den augen. gingen um ecken. durch schächte. bögen. kurven. haken und sprangen nach links und vor zur seite ran daß die meisten im kino gar nicht ankamen. eines anderen abends sollte es gemeinsam gegen den feind gehen. doch kaum daß wir aus dem haus waren ging es um ecken. schächte, bögen. kurven. haken. links und vor zur seite ran. so gehen wir jeden abend gemeinsam aus dem haus auf der suche nach frauen die zu uns passen.

12 Aus dem Fenster schauen

Wir sitzen am fenster unseres hauses und sehen in die ferne. die sonne steht tief. die hügel liegen dunkel darunter. es kommt ein herr in unser zimmer. er sagt: jetzt kommt es endlich. und setzt sich zu uns ans fenster. wir sehen hinaus. die sonne steht tief. die hügel liegen noch dunkel darunter. wir sehen alle aus dem fenster. jemand legt holz in den kamin auf niemand wendet sich um alle sehen wir aus dem fenster. die sonne steht tief. die hügel liegen dunkel darunter. der herr der zuletzt kam sagt: jetzt kommt es. jetzt.

Das zweite Experiment/versuch:taube

Wir gehen gemeinsam durch den park als uns eine unbändige lust überfällt zu testen ob wir die fähigkeit besitzen mit tauben zu sprechen und ihr verhalten durch gutes zureden zu beeinflussen. nicht lange und wir haben eine entdeckt eine dicke graue die des weges daherkommt ohne uns zu beachten als sie in unserer nähe ist sagen wir freundlich guten tag. und wollen erreichen daß sie ganz dicht zu uns herankommt. sie tut es und sieht ein wenig ängstlich hinauf wir geben ihr zu verstehen daß sie keine furcht zu haben bräuchte und reden ihr zu sie möge doch einmal ihren kopf unter den flügel stecken und darinnen ein wenig wühlen. sie sieht uns noch unentschlossen an wendet den kopf ein paar mal nach allen seiten steckt ihn dann unter den flügel und wühlt ein wenig darinnen herum. darüber freuen wir uns sehr und verlangen nun sie solle mal auf einem bein hüpfen. so. wir machen es ihr kurz vor. auch das tut sie nach kurzer bedenkezeit und wir sind darüber hochofret. nun befehlen wir ihr sie solle auf der stelle tot umfallen und sind schon nicht mehr zu zügeln vor vergnügen doch die taube findet das geht zu weit merkt jedoch daß wir es durchaus ernst damit meinen und so legt sie sich mit ausgebreiteten flügeln flach auf die erde und tut so als ob sie tot wäre. doch wir merken es natürlich weil sie noch blinzelt und sie merkt auch daß wir es merken und fliegt lieber auf und davon. doch wir haben ein gewehr mitgebracht und schießen ihr hinterher daß sie herunter stürzt vom himmel. doch sie tut nur so als ob wir sie getroffen hätten und will uns hinters licht führen. doch wir haben es längst bemerkt daß sie nur so tut weil sie blinzelt und schießen ein zweites mal auf die taube daß sie schon blutend am boden ankommt. doch sie tut nur so als ob sie blutet und stellt uns eine sterbende taube nur dar. doch wir haben bemerkt daß sie nur so tut weil sie blinzelt und springen hinzu um ihr den gewehrkolben noch auf den schädel zu hauen daß sie tot ist.

doch sie tut nur so als ob sie tot ist und stellt uns eine tote taube nur dar. doch wir haben bemerkt daß sie nur so tut weil sie die augen auf hat und braten sie auf der stelle und lassen sie uns auf dem heimweg gut bekommen. doch die taube das luder tat nur so als ob sie uns bekäme.

13 Körbe verkaufen

Wir begaben uns mit einigen handgeflochlenen körben auf den großen platz bauten sie gut sichtbar auf bis die eigens dafür ausgesuchte stelle mit körben also bedeckt war. dann baten wir einen passanten doch einen augenblick lang auf unsere körbe achtzugeben und nachdem der freundliche herr lächelnd zugesagt hatte machten wir uns los und verließen beinahe den platz. machten jedoch rechtzeitig kehrt. gingen zurück zu unseren körben und bedankten uns bei dem freundlichen herren für die umstände die er hatte indem wir ihn alsogleich darum baten als passant unseres vertrauens noch ein viertelstündchen über die körbe zu wachen da wir in der kürze der zeit gar nicht so recht vom platz gekommen wären. nachdem der freundliche herr lächelnd zugesagt hatte machten wir uns los über den platz in die rathausstraße hinein und wieder kehrt zu unseren körben zurück. der freundliche herr freute sich über unsere pünktlichkeit und sagte weiter noch etwas über die guten körbe als wir uns bereits bedankten und ihn baten zwei weitere stunden auf die guten körbe zu achten da wir ja gerade mal bis zur mitte der rathausstraße gekommen wären. nachdem der freundliche herr lächelnd und noch einmal lächelnd etwas länger diesmal zugesagt hatte machten wir uns los über den platz in die rathausstraße hinein und durch bis auf die brücke und wieder kehrt zu den körben zurück.

der freundliche herr winkte uns schon von weitem zu als wir uns näherkommend bedankten. ihn baten drei wochen auf unsere körbe zu achten. uns losmachten über den platz. durch die rathausstraße. über die brücke hin zum bahnhof hinaus um diese stadt nun endlich zu verlassen. während der freundliche herr noch in seinem terminkalender blätterte. etwas herumdruckste. vor sich hin brubbelte. immer wieder die körbe betrachtete. den kopf vorsichtig schüttelte und endlich beinahe lächelnd zusagte.

14 Das Tragen von Äxten

Wir gehen durch den wald. in unseren händen tragen wir schwere äxte. im wald sind wir weil wir mit unseren äxten ausschau halten nach bäumen die wir schlagen wollen. wir denken dabei an häuser brücken tische und kleine schnitzereien. so gehen wir denkend mit den schweren äxten durch den wald in dem wir ausschau halten bis es dunkelt zwischen den bäumen. bevor wir-uns zum schlafen niederlegen stellen wir die äxte ab und tippen mit dem finger noch schnell an irgendeinen baum den wir aber am morgen immer nicht mehr wiederfinden.

15 Zu Fuß gehen

Wir gehen in eine ganz bestimmte richtung. die richtung die wir einschlagen auf der straße ist noch bedeutungslos es ist eben unsere richtung. von weitem sehen wir einen herren uns entgegen gehen der sich ausmalen mag wie er uns ausweichen könnte ohne uns zu beleidigen daß wir etwa dächten er mache aus ekel einen bogen um uns herum oder traue uns den guten willen nicht zu eine lücke für ihn zu lassen auf dem gehweg. er schwankt ein wenig in der entscheidung wäh-

rend wir aufeinanderzujagen. im rechten moment jedoch reißen wir uns in der mitte auf und lassen einen spalt entstehen durch den er ohne weiteres hätte hindurchschlüpfen können. wäre er nicht seinerseits im selben augenblick kaum merklich nach links ausgewichen um uns an der häuserwand mit flachen schritten zu umschiffen. so daß wir mit unserem rechten flügel auf ihn prallten und so unser linker teil ungebremst weiter voraneilen konnte. während wir behindert durch den freundlichen herren nur langsam vorwärtskamen. ihn also wendeten. in unsere reihe integrierten und bald nach vorne aufschlossen nachdem sich dort eine erneute teilung notwendig machte um den nächsten passanten hindurchzulassen den wir durch eine kaum merkliche ausweichbewegung seinerseits im linken teil diesmal der mauer fingen. mit ihm die entstandene lücke schlossen und bald wieder auf einer höhe mit all unseren teilen waren uns so verbreiterten. wieder spalteten um jemanden hindurchzulassen. ihn im flügel fingen. wendeten und mit ihm die lücke schlossen. jetzt reichte schon lange der bürgersteig nicht mehr aus und wir zogen uns von einer häuserwand zur anderen hinüber. verbreiterten die straße auf beiden seiten mit den schultern und mußten denen in der mitte bald fahrzeuge zur verfügung stellen damit sie vorpreschen konnten um eine neue lücke zu reißen in die wir alle uns entgegen kommenden fußgänger hineinwenden konnten nachdem sie unglücklich aufgelaufen waren an den flanken. hinsichtlich der masse die wir heute bereits sind ist inzwischen auch unsere richtung von entscheidender bedeutung. die verkehrsschilder werden so gestellt daß wir sie gut im gehen sehen können. die ladentüren so gebaut daß wir beim betreten der geschäfte die richtung nicht ändern müssen und überall wo wir vorbeikommen hat man verpflegungsstände aufgestellt. ja. wir und niemand anderes mehr sind die fußgänger in dieser stadt und morgen gehen wir aus der stadt hinaus über das weite land.

16 Um die Ecke gehen

Wir gehen ab und zu um verschiedene ecken lassen uns überall kurz sehen und gehen weiter um die nächste ecke. dann wieder tun wir es eine ganze weile nicht bis wir wieder um die ecke müssen. man sieht uns um alle ecken gehen die wir kennen und keine ist zu schade für uns manchmal warten wir zögernd den rechten moment ab um die ecke biegen zu können aber dann wieder achten wir auf nichts und niemanden sind ganz in gedanken und nehmen jede ecke fast automatisch zwischen die füße. erst wenn wir alle ecken umlaufen haben halten wir inne und überlegen uns wohin wir nun die schritte lenken sollen. während wir schon mit den augen verstohlen einen rechten winkel gucken weil uns das laufen im freien gelände so verhaßt ist kehren wir also um und gehen um alle ecken der stadt noch einmal herum bis die stadt keine ecken mehr hat. dann gehen wir in den boden hinunter und graben rechteckige gänge in denen wir uns verlieren.

Das dritte Experiment/versuch:haus

Ein haus zu bauen ist keine einfache angelegenheit und mit viel mühe verbunden. wir hatten eine vorstellung davon wie wir uns das hinauftragen allen möglichen zeugs von etage zu etage sparen könnten indem wir zuerst das dach in einer ganz bestimmten höhe anbrächten und dann alles andere an ihm verhängten und befestigten. die rechnung war gut und als wir alles hängen hatten an wänden fenstern und türen wie es sich gehört in einer bestimmten reihenfolge fehlte

unten ein meter wand um an den boden heranzureichen die zukünftigen bewohner des neuen hauses standen während unserer bauarbeiten staunend um ihr haus herum und bemängelten nun die fehlende tiefe. doch wir stellten ein paar leitern ringsherum an das schwebende haus. erklärten das umliegende land zu einem hochwassergefährdeten gebiet und die leute waren zufrieden mit ihrem haus und unserer arbeit. jetzt werden überall im land solche häuser gebaut die sich in überschwemmungszeiten allemal bezahlt machen werden.

17 Hierbleiben

Wir saßen gemeinsam beisammen und beratschlagten was wir in dieser lage nun tun sollten. wir befanden dabei über alle uns noch zu gebote stehenden möglichkeiten. erstens: hierzubleiben. weil uns niemand zum weggehen aufgefordert hatte. zweitens: hierzubleiben. weil wir unter allen umständen zusammenbleiben wollten und drittens: hierzubleiben. weil wir woanders sowieso niemanden kennen. nach langem hin und her entschieden wir uns endlich für die eine und setzten unsere letzten worte sofort in die tat um.

18 Verkünden

Wir kommen in einem gewaltigen heer über das feld gegangen von hinten vom horizont über die hügel nach vorn durch die ackerfurchen über das land. wir müssen aufpassen daß wir uns nicht die füße verstauchen beim furchenspringen. noch sind wir in einer linie verteilt bis der erste aufgibt und in der furche stehenbleibt die sein hindernis wurde in der hoffnung mitgenommen zu werden von den nächsten die da kommen und hinterm horizont schon in einer linie warten um über land zu gehen. doch wer nicht mitgenommen wird muß den vögeln angst machen. wir gehen weiter furche um furche und sind schon über das ganze feld verteilt. stehen schon in allen furchen. die vorne noch springen werden von den stehenden angetrieben die füße sind schon alle durch doch wir geben nicht auf. vereinzelt kommen wir abends am dorfrand an und verkünden den bewohnern den morgigen sonnenaufgang dann bleiben wir wie schwarze latten um das dorf herum stehen und warten auf die anderen. die bauern schauen auf ihr feld hinüber und glauben es verwüstet von vogelscheuchen die ganze gegend ist ein steckspiel geworden und überall wo die neue zeit stehengeblieben ist sieht man uns aus dem boden ragen und darauf warten daß wir von denen hinterm horizont später mitgenommen werden.

19 Helfen

Wir gingen eines abends alle gemeinsam spazieren als ganz überraschend ein freundlicher herr aus dem gebüsch sprang sich uns in den weg stellte und schrie: ich will ihnen helfen. wir sahen uns gegenseitig an und waren uns mit den augen darüber einig einfach nicht darauf zu achten und gingen also um ihn herum und weiter wir waren noch nicht weit von ihm entfernt als er uns hinterher schrie: ich will ihnen doch nur helfen. wir machten auf der stelle kehrt und gingen zu ihm zurück. er starrte uns mit aufgerissenen augen und offenem mund entgegen. da aber weiter nichts geschah nachdem wir ihm eine weile gegenübergestanden hatten ließen wir abermals von ihm ab und gingen weiter unseres weg. wieder hörten wir ihn hinter uns schreien: ich will. ich will. machten abermals kehrt und standen ihm bald wieder gegenüber. immer noch stand er mit aufgerissenen

gesicht mitten im park. bei diesem schlechten licht konnte man nicht ganz und gar alles sehen zudem er schief im wind stand aber von seinen schläfen lief ... sein hemd war ziemlich ... und zwei rippen waren auf alle fälle. wir warteten eine ganze weile aber er sagte nichts weiter. sah uns nur grimmig in die augen und so gingen wir endgültig und ein für alle mal weiter spazieren ohne uns umzuschauen wenn wir in der ferne auch ein paar mal jemanden leise schreien hörten.

20 Kommen und Gehen

Wir betreten die halle und füllen einen besonderen schein aus. nehmen einen schlüssel und drücken auf einen knopf mit einer zahl. fahren hinauf in einen stock. schließen ein zimmer auf und gehen hinein. wir ziehen uns aus. legen uns hin. stehen wieder auf. ziehen uns an. schließen hinter uns zu und sind schon abgereist um dem nächsten den platz und das zimmer zu räumen. wir treffen ihn in der halle nicken ihm kurz zu und verlassen dann die stadt so schnell wir können. in einer anderen stadt betreten wir eine halle. füllen aus drücken auf einen knopf schließen auf ziehen aus legen uns hin stehen wieder auf nicken in der halle jemandem kurz zu und sind schon in einer anderen stadt. in der wir in eine halle treten ein zimmer räumen kurz nicken und in einer anderen stadt in eine andere halle treten um kurz zu nicken und die stadt zu verlassen. bis wir alle städte durch haben. danach bauen wir uns von dem geld eine eigene halle in der wir nickend lustwandeln bis es soweit ist.

Das vierte Experiment/versuch:umsturz

Es reizte uns sehr einmal den versuch zu unternehmen die regierung an einem tag zu stürzen. dazu natürlich mußten wir uns einen geeigneten aussuchen und wählten einen freitag im oktober. jetzt kam es darauf an nah genug an den präsidenten heranzukommen der an diesem besonderen tag auf der tribüne dicht umringt von seinen angehörigen stand und den vorbeiziehenden kräftig zuwinkte solange seine kräfte reichten. in regierungskreisen weiß man inzwischen einiges über den feind. einige mitarbeiter des präsidenten hatten ihn einmal kurz zwischen den bäumen auftauchen sehen seitdem folgendes bild von ihm in militärischen kreisen kursierte: er sei wahrscheinlich groß. humpelte ein wenig aber kaum merklich für ein ungeübtes auge. seine augen sind immer halb zugekniffen und im gelände sei er ständig in bewegung. ohne gelände kann man ihn gar nicht ausmachen. darum gilt er als sehr gefährlich in regierungskreisen. das alles wissend verkleideten wir uns als freundbild und begaben uns unauffällig auf die tribüne und mann um mann also von hinten bis an den präsidenten heran während unten die panzer und die schwingenden massen an uns vorbeischaukelten an jenem grauen oktobertag. am ohr des präsidenten endlich angelangt flüsteren wir ihm in die muschel hinein: jetzt ist es soweit herr präsident. nehmen sie ganz langsam ihr fähnchen und gehen sie ganz langsam nach hause. er hatte wohl nicht recht gehört wandte sich erschrocken zu uns um und sein primalächeln erstarrte vor unseren augen zu einem pissbogen doch bevor er noch seine stimme wiederfinden konnte. wiesen wir mit einem unauffälligen fingerzeig auf die panzermassen vor der tribüne und setzten fast schweigend hinzu: sie glauben doch nicht etwa wir wären allein gekommen. darauf fingen wir den fallenden

auf und ließen ihn abtreten. humpelten kaum merklich an seine stelle. kniffen die augen halb zu und winkten den jubelnden leuten auf der straße noch lange lächelnd hinterher.

21 Verfolgen

Wir gingen gemeinsam einer ganz bestimmten person hinterher durch die strassen die tunnel und gebäude. bis wir einen freundlichen herren trafen den wir ohne viel zu überlegen baten mal auf unbestimmte zeit für uns einzuspringen und jene bestimmte person weiter zu verfolgen der freundliche herr befragte uns erst was er dafür bekäme und als wir ihm sagten daß er dafür gar nichts von uns bekommt lief er sofort los und ließ die benannte person nicht mehr aus den augen weil er uns gefällig sein wollte. während die bestimmte person selbst einen freundlichen herren bat mal unentgeltlich für sie einzuspringen und durch strassen tunnel und gebäude zu laufen ohne sich umzuschauen. der freundliche herr der gefällig sein wollte wurde also für eine unbestimmte zeit lang die bestimmte person bis sie einen freundlichen herren fand der aus gefälligkeit für sie mal einsprang. während vorn die personen wechselten tauschten sich hinten die herren aus und heute bereits laufen überall freundliche herren hinter freundlichen herren her auf allen strassen durch alle tunnel und durch alle gebäude der stadt hindurch. wird nicht mehr viel zeit vergehen bis sich die bestimmten personen und ihre verfolger gegenseitig gefällig sind ohne dafür etwas zu bekommen weil dann inzwischen alle mal dran waren.

22 An den Händen fassen

Wir liefen noch eine ganze weile an den händen gefaßt durch die gegend als jemand in der kette die arme in die höhe riß den rechten und den linken nebenmann in schrecken und staunen versetzte und dabei ausrief: ich bin es müde geworden. jetzt will ich einmal zug fahren. er lief hals über kopf zum nächsten bahnhof daß wir dachten er sei verrückt geworden. bewegte sich in chaotischen sprüngen auf einen zug zu bis er mit einem behenden satz darinnen saß und uns allen winkte wir liefen aber hinter dem zug her um zu sehen wie es ausginge bald hatten wir uns an den händen bis auf die höhe des fensters gezogen dahinter unser mann saß. als er uns wiedersah lächelte er uns freundlich zu. aß ein wenig. trank ein wenig und drückte seine nase gegen die scheibe um deutlich zu sehen. kurze zeit später der lauf wurde anstrengend und leicht verkrampft im stil sprang einer von uns hinüber in das besagte abteil und wir sahen alle wie sich die beiden begrüßten an den händen faßten nebeneinander platz nahmen ein wenig aßen und tranken und die nasen gegen die scheibe drückten um deutlich zu sehen. bald sprang ein dritter und ein vierter hinzu welche auch in andere züge. begrüßten sich. faßten sich an den händen. nahmen nebeneinander platz. aßen und tranken wenig und drückten die nasen an die scheibe um deutlich zu sehen. inzwischen sind wir in allen zügen anzutreffen und fassen uns an den händen. durch die abteile hindurch in vorbeifahrende züge hinüber durch die gänge durch die fenster greifen nach händen in die bahnhöfe hinein und sind jetzt im ganzen land an den händen gefaßt und auf unsere arme sind zugwagons aufgefädelt bis jemand seinen rechten und linken nebenmann in schrecken und staunen versetzt und dabei ausruft: ich bin es müde geworden. jetzt will ich einmal fliegen.

Beliebte Gelenkspiele

Das erste Spiel: anrufen

Wir ziehen gemeinsam durch die stadt auf der suche nach einer gut befahrenen straße an deren einer seite mindestens eine intakte telephonzelle steht und man von dort aus die hauptstraße gut im blickfeld hat. dann nehmen wir auf der gegenüberliegenden straßenseite aufstellung warten bis hinten an der ecke ein fahrzeug in unsere richtung auszumachen ist und springen nun so schnell es eben geht über die straße hinweg auf die telephonzelle zu holen im lauf noch ein geldstück aus der tasche und der erstlich ankommende ruft eine uns bekannte nummer an und meldet sich mit seinem namen hängt auf macht dem nächsten platz und nichts wie zurück über die straße zu jenem punkt wo das rennen begann. dort jodelt er vergnügt bis die anderen eintreffen. während das fahrzeug mit einer der stadthast angemessenen geschwindigkeit heranrast und besagten übergang passiert. betrifft es diesmal die nummer fünf die gerade noch zu spät kommt um als vierter die straße rechtzeitig zu überqueren und gerade noch zu früh um als sechster lediglich zuzuschauen als mitten auf der fahrbahn befürchtetes geschehen mußte. die sieger verabschieden sich vom fünften und bald danach sind wir schon wieder auf der suche nach einer gutbefahrenen straße in unserer stadt die über eine intakte telephonzelle verfügt.

Das zweite Spiel: durchlaufen

Sonntagmorgen stehen wir zeitig auf decken unsere frauen liebevoll zu kleiden uns in anzüge und treten vor die haustür. hinter uns ziehen wir leise die tür zu und gehen auf zehenspitzen über unsere grundstücke treten auf die straße und nicken uns gegenseitig einen guten sonntagmorgen zu. dann zählen wir uns durch während der freundliche herr aus der einhundertsiebzehn erst durch sein gartentor tritt er ist der letzte gewesen und jeder merkt es sich dann gehen wir stumm durch die straßen bis vor die stadt an die eine seite eines drei kilometer langen tunnels. wir warten auf grün und der vorgemerkte muß als erster hinein und durch wenn er es überhaupt noch schafft vor dem ratternden geräusch auf der anderen seite den tunnel wieder zu verlassen. während er durchläuft muß er allerdings eine Faust in die höhe halten und ein ganz bestimmtes vorher abgemachtes lied laut und deutlich singen sonst gilt es nicht und er muß noch einmal hinein sollte er hindurchkommen ohne dem zug frühzeitig zu begegnen die hand sinken zu lassen und den gesang zu unterbrechen gibt er mit einer lampe das zeichen für den nächsten der auf das grüne signal hin losstürzt. einen haben wir des sonntagmorgens immer noch verloren bis wir durch waren. danach ein paar freundliche worte auf den gleisen verlieren gemeinsam in die stadt gehen stumm unsere häuser betreten und mit einem letzten gruß hinüber die tür hinter uns verschließen bis zum nächsten sonntag.

Das dritte Spiel: sammeln

Wir verabreden uns alle am mittwoch an einem ganz bestimmten ort den jeder kennt und der von überall aus gut zu erreichen ist. einer von uns muß zu früh kommen einer muß sich im datum irren und einer muß zu spät kommen einer muß früher gehen weil er eine dringende verabredung hat und einer muß länger bleiben weil er nichts weiter vor hat. einen müssen wir bestimmen der im boden

versteckt wird eine woche lang und einer muß vergessen haben wo wir ihn begraben und in einer falschen richtung suchen. damit der verkehr nicht ins stoken kommt durch überfüllte straßen und platzende omnibusse wenn wir uns alle am mittwoch an jenem orte treffen um die verfrühten verirrtten verspäteten verabredeten verbuddelten verhinderten und vergeßlichen für den nächsten mittwoch zu bestimmen.

Das vierte Spiel: Seiten wechseln

Wir stehen uns in höchster spannung gegenüber nachdem wir uns an beiden seiten einer ampelkreuzung versammelt haben. die rote farbe sticht uns in die augen und wir sehen unserem gegenüber mit zornigen blicken gegen die zukünftige laufrichtung dann einen fuß auf die fahrbahn dann ein stöhnen dann grünes licht und der sturm beginnt auf die leute zu die von drüben kommen wer als erster die seiten gewechselt hat ist der sieger. wir sind in diesen dingen wie auch in anderen nicht ungeschickt manches mal jedoch legt gerade unsere geschicklichkeit den blick frei für die schlimmsten fehler die oft dazu führen daß es in der mitte staut und wir das spiel unterbrechen müssen etwa wenn wir dem großen dicken vor uns auf der linie wendig ausweichen können und an seinen nebenmann für immer dadurch knallen. mit einem sanften schrei unter die stiefel fallen und eben zu jenen am ende zählen die liegenbleiben wenn das rote licht die runde abbricht um uns die möglichkeit zu geben die reste wegzuräumen und uns durch frische leute ersetzt auf beiden seiten neu zu sammeln. am abend gehen alle müde nach hause die ampel wird abgeschaltet und ruft uns erst in der frühe wieder zu sich hinaus. wenn wir auch früher oder später kamen inzwischen sind wir zu jeder tageszeit mit einer ausreichenden teilnehmerzahl dort vertreten und manchmal stellen wir noch fahrzeuge hinzu aus denen wir uns zuwinken während der schlacht.

Das fünfte Spiel: fingern

Wir gehen gemeinsam am sonnabend vormittag vor die stadt auf den schrottplatz stellen uns im kreis um ihn herum auf und betrachten ihn eine weile jeder versucht sich ein urteil darüber zu machen was noch zu gebrauchen wäre und wozu dann weisen wir mit den fingern nacheinander auf die betreffenden teile und müssen sie laut benennen das geht solange im kreis bis feststeht wer die meisten finger am schrott hatte nachdem alle anderen ausgeschieden waren. danach gehen wir gemeinsam nach hause um unseren frauen zu berichten wer der sieger war. nur er selber sagt seiner frau gar nichts und sitzt ganz still und bescheiden bis in die nacht hinein vor dem fernseher während die anderen schon schlafen und seine frau steht alle zehn minuten auf und fragt ob er es denn nun sei oder nicht denn die mit dem sieger hat am sonntagnachmittag den kranz und kann wenn sie will allen anderen frauen den mit den meisten fingern mal zeigen. nach stundenlanger bescheidenheit flüstert er ihr nun ins ohr daß er es tatsächlich wäre woraufhin sie schreiend in die küche stürzt um mit den vorbereitungen zu beginnen als es klingelt.

Barbara Zschorn

Olga

Wenn ich Olga denke, sehe ich die dunklen Augen, das glatte graue Haar der einst Brünetten, die Federschale mit den Bleistiften, deren tadellose Spitzen nach rechts zeigen.

Ich spüre, wie ihr Blick mich durchbohrt, daß das geringste bißchen Arg in mir sich nur mühsam hinterm Lid verbergen kann. Sie sagt A, meint A, versucht, alle Bedingungen, die A ausmachen, zu erfüllen und erwartet gleiches von ihrer Umwelt. A ist für sie Anweisung, nicht Auslegung. Ein Leben lang negiert sie die Vieldeutigkeit der Buchstaben und stößt sich so an deren harten Kanten.

Sie streitet mit dem Hauswirt um ihr Wohnrecht. Das Recht ist auf ihrer Seite, nicht der Hauswirt. Ein kalter Krieg beginnt auf dem Trockenplatz, setzt sich fort hinter undichten Fenstern. Sie streitet mit dem Abteilungsleiter, mit uns Kollegen ums einfache Rechthaben. A muß A bleiben.

Jahrelang lebt sie mit ihrer Mutter zusammen, die den Haushalt führt. Der Vater ist gestorben. Von dem hat sie den harten Schädel und den Vornamen, der einer Frau in Rußland gehörte, die ihm, dem Deutschen, im Krieg das Leben rettete.

Vor Jahren gab es auch einen Mann. Der machte, was seine Mutter sagte. Das war nichts. Kompromisse geht sie nicht ein, kann das gar nicht.

Als die Mutter, auf den Tod krank, zum Liegen kommt, pflegt sie diese mit dem Willen, den Tod zu besiegen, und schließlich mit der Verzweiflung der Unterliegenden.

Klapperdürr ist sie geworden durch den Kummer, stellen wir fest. Du mußt auch an dich denken, sagen wir. Und vorsichtig: Es wird wohl besser sein, wenn die Mutter einschläft, sich nicht mehr quält und dich. Sie weint auf, das ist doch die einzige, die für mich da ist. Mutter ist immer da!

Nach dem Tod der Mutter steht sie hilflos dem Alleinsein gegenüber. Sie hat zwar ihre Freundin und Bekannte, doch alle haben noch jemanden außer ihr. Für keinen ist sie die Wichtigste. Wir möchten ihr gern helfen, sie bittet auch um Rat und befolgt ihn nicht:

– Du hast jetzt die schöne Einraumwohnung, dich stört keiner. Nach der Arbeit würde ich dort die Türe schließen, mich auf den Balkon setzen. Kein Bein mehr vor die Tür. Ruhe.

– Kannst du dir nicht ein Haustier anschaffen? Am besten einen Vogel, der riecht nicht und lernt vielleicht Sprechen.

– Mach mit deiner Freundin Ausflüge. Ich würde nicht zu Hause bleiben. Ihren Sohn könnt ihr doch mitnehmen. Den kann sie schließlich nicht alleine lassen, wenn er nicht gesund ist.

– Lad dir deine Freundin ein, deren Sohn kann sich auch mal selbst kümmern, so krank wird er wohl nicht sein.

– Renn doch nicht dauernd auf den Friedhof. Gönn der Mutter die Ruhe. Ich hätte gar nicht die Zeit dazu bei meiner großen Familie.

– Das Grab würde ich nicht in Pflege geben. Du hast doch genug Zeit dafür, sonst keine Verpflichtungen ...

Depressionen quälen sie, oder rettet sie sich in Depressionen? Jedenfalls bekommt die Nervenärztin eine neue Patientin, ihr Zustand einen amtlichen Namen, und Medikamente haben so etwas Konkretes: früh vier, mittags fünf, abends vier.

Wir möchten ihr gern helfen, in Grenzen. Wir haben einen Tagesplan zu erfüllen, darin ist die Betreuung einer konsequenten Kollegin nicht vorgesehen. Immer noch ist A für sie Anweisung, über Termine, Qualität, und nicht Auslegung. Doch in unserem Betrieb, wo immer mehr operativ gearbeitet wird, hat der Buchstabe nicht immer mehr einen eindeutigen Sinn. Fingerspitzengefühl, A wie Ahnung sind gefragt. Also, die Betreuung einer nervenkranken Kollegin ist nicht eingeplant, so spenden wir unsere Hilfsbereitschaft in kleiner Münze. Eine ältere Kollegin aus der Nachbarabteilung stirbt. Lange war sie bettlägerig. Das ist das Beste für sie, daß es aber plötzlich so schnell gegangen ist, sagen wir einander. Die weiche Stimme, der Watschelgang – vorbei. Wir nicken und drehen die Bleistifte zwischen den Fingern. Die Arbeit geht weiter. Der Tod ist im Plan nicht vorgesehen. Wieso erfahre ich es so spät? Ich wollte sie doch noch besuchen. Jetzt ist sie auch tot! Lauthals beklagt Olga den Verlust. Sie hatte eine besondere Beziehung zu der sanften Frau, die oft versuchte, ihrem verwirrenden Seelenleben zu folgen.

Die Depressionen häufen sich. Manchmal hat sie ihre Arme nicht mehr in der Gewalt, und das Atmen wird zur Arbeit. Sie wird vor der Zeit Rentnerin. Das geniert sie. Doch darf sie nun zu ihrem einzigen Bruder, den zehn Nichten und Neffen an die holländische Grenze.

Sie fährt nur einmal. Das Gemeinsame – die Erinnerung an die Mutter – fühlt sie von ihm verspottet. Er versteht die Schwester nicht. Ihm schmecken Bier und Wurst im weichen Sessel und auf dem Bildschirm die Sendung über die Erdbebenkatastrophe in Kolumbien. Sie sitzt mit dem Rücken zum Fernseher, Watte in den Ohren; daß sie so herzlos sein kann.

In Abständen besucht sie uns, spricht von Einsamkeit und Krankheit.

Wir reden ihr gut zu.

Wenn ich Olga denke ...

Mehr als wilde Gesten

Auf den folgenden Seiten stellen wir Texte der Bands „die anderen“, „Die Skeptiker“, „Spermuell“, „Die letzten Recken“, „A. G. Geige“ und „Der Expander des Fortschritts“ vor. Wie meinen wir dieses Angebot an den TEMPERAMENTE-Leser:

In einer so hochorganisierten, so vernetzten Gesellschaft wie der unseren werden nicht nur verschiedene Sprachen gesprochen, es wird auch auf verschiedene Art geschwiegen. Daß jeder Zugang zu Bildung, also auch zum Wort hat, bedeutet nicht automatisch, daß jeder artikulieren kann, was ihn betrifft, verstört oder bedroht; viele Empfindungen und Reaktionen bleiben da im Vagen und Richtungslosen. Die Hoffnung auf eine proletarische Kultur, die jedem eine Stimme gibt, wird noch lange uneingelöst bleiben. Auch eine bestimmte Gruppe von Rockmusikern will sie nicht aufgeben und das Stammeln, das Krude, Ungehobelte der Sprachlosen zum Ausdruck bringen. Oft nennen sie sich „unabhängig“ (independent), und das meint, daß sie nicht die Exponenten ihnen fremder Ideen und Vorstellungen sein wollen, sondern ausschließlich ihres Kreises, ihrer „Szene“, ihres Kiezes, ihrer Lebensweise. Sich und ihren Anhängern Respekt zu verschaffen und Selbstbewußtsein zu vermitteln sind nur zwei der selbstgestellten Aufgaben; ebenso nämlich bedeutet ihre Musik Appell an und Attacke auf die Aufmerksamkeit und die Akzeptanz derjenigen, von denen sie sich abgrenzen – wie selbstgerecht und borniert auch immer. In ihrer Formsprache greifen sie deshalb zurück auf die radikale Ausbruchstimmung des Punk, aber auch auf die anarchistischen Töne etwa der BRD-Rockband „Ton Steine Scherben“, wo hinter der wildesten Geste noch die Sehnsucht spürbar ist, angenommen zu werden. Das Favorisieren des Zerstörens bedeutet nicht unbedingt den Wunsch nach Zerstörung, eher zeigt es die Unsicherheit an, was denn an die Stelle des Abgewiesenen zu setzen ist. (Der Protest richtet sich beispielsweise gegen Konsum- und Besitzdenken, rücksichtslosen Konformismus und Bevormundung, Verschleierung, Umweltzerstörung u. v. a.) Wenn TEMPERAMENTE hier Texte solcher Gruppen abdruckt (die in der Regel kollektiv entstehen), dann nicht, um in dem fruchtlosen Streit Stellung zu beziehen, ob man sie als Gebrauchstexte für die Musik oder als eigenständige Kunstprodukte anzusehen hat. Was uns an ihnen interessiert, ist, daß sie die gleichen Fragen stellen, die uns alle bewegen, nur anders: hilfloser, unausgewogener, nackter. Von den globalen Bedrohungen, von der Notwendigkeit, sie zu bannen, spricht es sich mittlerweile leicht, ja allzuleicht. Aber wie ist das zu bewerkstelligen? Wie befreit man sich aus der Erstarrung, der Angst – oder auch von der wieder zunehmenden irrigen Hoffnung, es werde schon alles, wie es sein soll, man müsse nur abwarten? Wie überwindet man sie, die vielen, unüberschaubaren Plateaus zwischen

*dem Schüler in Prenzlauer Berg oder dem Lehrling in Dresden-Neustadt
und den Botschaften in Wien oder Genf?*

*Alte Fragen, gewiß. Tausendmal gestellte Fragen. Und ein Schrei, eine ge-
schüttelte Faust, ein Pogo, ein schräger Gitarrenakkord sind keine Ant-
wort, aber eine schmale Bresche in der Wand des Verschweigens und Ver-
drängens.*

TEMPERAMENTE

die anderen

berlin

flache typen machen bräuten den hof
alte frauen randalieren im suff
schichtarbeiter fahren im bus
ehemänner onanieren im puff

am freitagabend in berlin
am freitagabend in berlin

countdown, zähl die sekunden der nacht
und schrei, was du zu sagen hast
in den alten häusern der stadt
liegen die toten schlaflos wach
auf der friedrichstraße kennt man sich
bar in d-mark, nichts für dich
unterirdische kommandoaktion
irgendwer kassiert den judaslohn

am freitagabend in berlin
am freitagabend in berlin

zwei italiener am brandenburger tor
fotografieren mit 'm walkman auf 'n ohrn
sulei salami aus 'm tiefsten sudan
dreht dir grass und kleine pillen an
der spätfilm fegt die straße leer
freitags-sendeschuß-geschlechtsverkehr
und der alkoholiker-gesangsverein
probt die neue arie ein

am freitagabend in berlin
am freitagabend in berlin

die anderen

gelbe worte

auf den eisgekühlten parties
selbsternannter prominenz
zelebrieren wir orgien
eingespielter dekadenz
wir schießen mit den korken
auf den unsichtbaren feind
umklammern uns mit feuchten händen
bis die sonne wieder scheint

im schatten kleiner siege
nächtelange diskussion
was du am ende sagen wolltest
wußten wir am anfang schon
am ende steht der morgen
und du gehst allein nach haus
auf der zunge saure sahne
in den hosen kalter schweiß

und auf den straßen geht ein mann
schreibt gelbe worte an die tür

der alles weiß und alles kann
und liegt am abend neben dir

es gibt so manche tage
fraß aus immer gleichem topf
zur geregelten verdauung
schaff dir einen leeren kopf
laß das hirn dir amputieren
und leg es ein in wodka pur
ballast nur beim balancieren
auf straff gespannter dünner schnur



„A. G. Geige“

„Michèle Baresi“

„Die Skeptiker“



Die Skeptiker

O. T.

Ich glaub an keinen Gott, ich glaub nicht an das Geld,
ich weiß nur, daß ich einsam bin und daß mir etwas fehlt.
Will keine Zigaretten, weder Kultur noch Alkohol,
doch damit, sagen alle Leute, fühlt man sich erst wohl.

Es kann ja sein, was weiß denn ich, mir ist schon alles ganz
egal.

Ich glaub nicht an das Heute, ich glaube nicht an dich,
ich glaub nicht an die Zukunft und hab sie sicherlich.

Es kann ja sein, was weiß denn ich, mir ist schon alles
ganz egal.

Ich will nicht in die Ferne, will nicht zu Hause sein,
kaum einer kann mich leiden, und oft leb ich allein,
meistens bin ich schwierig, die Frauen meiden mich,
und ob sich das noch ändert, ich glaube daran nicht.

Es kann ja sein, was weiß denn ich, mir ist schon alles
ganz egal.

Ich halte nichts vom Leben, ich halte nichts von mir,
die meisten Menschen nerven mich, was kann ich denn dafür.
So muß es sein, was weiß denn ich, mir ist schon alles
ganz egal.

In mir ist soviel Leere, vielleicht erstick ich bald,
was andren Leuten Freude macht, das läßt mich alles kalt.
Ich leb nicht gern in Städten, will auf dem Land nicht sein,
und wie das alles enden soll, vielleicht fällt mir's noch ein.

Es kann ja sein, was weiß denn ich, mir ist schon alles
ganz egal.

Die Zeiten sind chaotisch, und meine Seele friert,
ich hoffe jeden Tag darauf, daß endlich was passiert.

Es kann ja sein, was weiß denn ich, mir ist schon alles
ganz egal.

Speermuell

Mondfinsternis

Beim Essen einer Bockwurst mit Naturdarm und Ketchup,
bemerkte ich, wie mich etwas unter meinem Tisch beobachtete.
Ich dachte zuerst, es wäre eine Katze oder ein Hund.
Doch da sprach es mich an, es sagte:

Gib mir die Bockwurst,
Gib mir die Bockwurst, du räudiger Hund.
Gib mir die Bockwurst,
Gib mir die Bockwurst, sonst stech ich dich wund.
Gib mir die Bockwurst,
Gib mir die Bockwurst, und alles was du hast.
Geld oder Leben und her mit deinem Fraß.

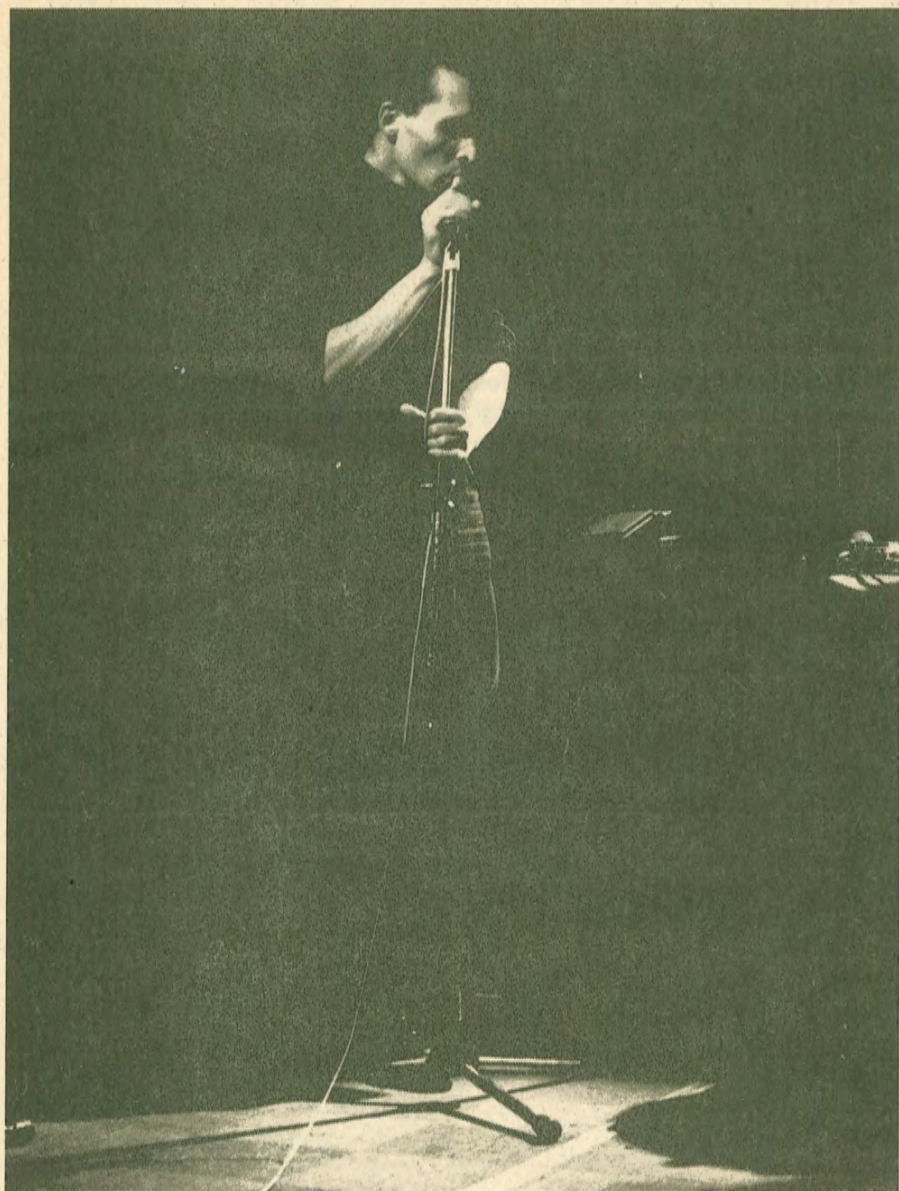
Ich lachte, doch da sagte es noch einmal:
Gib mir die ...
... mit deinem Fraß.

Ich nahm die Bockwurst, zog sie aus dem Naturdarm heraus
und klatschte sie gegen den Ketchup.
Es lachte, jawohl, es lachte mich aus, und alle Leute lachten mit.
Aber ich holte mir eine Kiste Bockwürste mit Naturdarm,
und einen Zentner Ketchup.
Ich war so wütend, so wütend, daß ich alles um mich vergaß.
Ich griff zur Kiste und klatschte sie gegen den Zentner.
Den Ketchup füllte ich in die Naturdärme und bewarf
die Bockwürste.
Und plötzlich auf einmal, da war das Etwas verschwunden.
Gut dachte ich, gut,
brachte meinen im EX gekauften Nadelstreifenanzug in Ordnung,
den Anzug, den Anzug, mit Nadeln im Streifen,
sah noch einmal in den Spiegel,
und schwamm nach Hause.

Die letzten Recken

rap

fischers fritz frißt frischen fisch plötzlich liegt er unterm tisch die leber
nimmt den fisch ihm krumm sein magen dreht sich furchtbar um doch
fritzens frau die ist nicht dumm sie dreht ihn auf den rücken um und er
liegt da mit offenem mund sie schiebt den fisch ihm in den schlund als
fritze röchelt stöhnt und schreit sagt sie moment bin gleich soweit denn
schließlich ist der fisch bezahlt sie ahnts nicht doch er ist verstrahlt
fritze windet sich wird blaß macht sich auch noch die hosen naß er heult
und schreit ganz fürchterlich ó doktor bitte rette mich der doktor sagt
ich weiß bescheid ihr mann tut mir ganz schrecklich leid er aß
verstrahlten fisch wie dumm das bringt den stärksten fischer um fritzes
pulsschlag wird ganz schwach die frau sie jammert weh und ach dann
leuchtet er und nicht zu knapp danach gibt er den löffel ab fritze liegt
nun dumm und krumm in der erde strahlend rum fritzes frau fragt sich
warum und denkt und bleibt dabei nicht stumm sie sagt ihr da oben in
den höheren schichten sollt euch nur immer mehr verdichten ich werd
schon sehn was ihr davon habt denn einmal kommt das attentat
nicht zu knapp! attentat!!



„Ornament und Verbrechen“

A. G. Geige

Küchensieb

Die Flüsse schwellen an.
Die Ströme drängen sich durch die Straßen.
Bürgersteige und Bahnübergänge werden überschwemmt.
Die Nässe treibt die Elektrizität aus den Häusern und
die Menschen müssen mit riesigen Stelzen einholen gehen.

Vom Himmel stürzen gekochte Eier, durchschlagen die
Autodächer und füllen die Senkgruben. Einige der Eier
können die Menschen verzehren. Der Rest jedoch vergeht
unter fürchterlichem Gestank und über der Stadt hängen
violette Wolkenbänke.

Ein schneidender Wind fegt den Belag von den Butter-
brotten und stürzt die Antennenanlagen in die Dachkammern.
Die Öfen qualmen fürchterlich und das Pfeifen des Windes
preßt die Ohren zu kleinen Würfeln.

Die Hitze ist enorm. Das Essen ist aus den Töpfen ge-
stiegen und dringt nun in die öffentlichen Gebäude
ein. Die Fernsprecher versagen und die Menschen können keine Karten
mehr versenden. Das Essen brüllt und
brodelt und die Menschen haben große Angst, große Angst.

Der Expander des Fortschritts

2 × Berlin 88

Draußen der Regen raschelt wie Folie
Vögel verdrecken im eigenen Nest

Feuerschlucker verschlafen den Zahntag
Fotomodelle vögeln im Stehn

BassReflexBoxen aus Backstein
brüllen EMOTION im Streßbiotop

Glückssucher füllen den Lottoschein aus
warten ergeben auf das Ergebnis

Mannschaften treiben Sport miteinander
Pfadfinder gehn auf dem Strich durch die Rechnung

2 × Berlin 88 zum 2.

Draußen der Regen prasselt ins Feuer
Schlucker vertrocknen im eigenen Saft

Fotomodelle verdrecken in Stapeln
Feuerwehrmänner verbrennen im Schlaf

Kellner vergessen den Strich durch die Rechnung
Backsteinbewohner zahlen im Stehn

Glückssucher wälzen sich raschelnd im Nest
vögeln ergeben ohne Ergebnis

Strichmännchen lesen Zeitschriften aus
Mondsucher gehn mit Revolvern aufs Dach

Landschaften treiben hart auseinander
Findlinge rutschen auf Knien durch die Deckung

VORRAT



Joachim Ringelnatz 1883–1934

Ringelnatz mit Asta Nielsen auf Hiddensee

Die Verse kichern

Ich komme in eure alte Scheißbude nur
wegen des Ringelnatz, der soll so gut sein!

Paul Wegener (Schauspieler, 1874–1948)

Raus aus den Morgenstern-
Kästner- und Ringelnatzabenden
im Kleinkunstung ...

Hans Brinkmann (Lyriker, 1956–...)

Eigentlich müßte ich fein still schweigen, so voreingenommen und beteiligt, wie ich bin. Die Spannung zwischen Wegener und Brinkmann ist die Spannung in mir. DENN ALLES, WAS BESTEHT, IST WERT, DASS ES ZUGRUNDE GEHT! Weg mit dem alten Zeugs, her mit neuem Material, mit neuen Ideen, her mit Heutigem. Kabaretttexte müssen aktuell sein, zeitgeistig, bissig und nicht vom Zahn der Zeit angenagt. Vor zwei Generationen sah man das noch nicht so verbissen. Ringelnatz, der Kabarettist, der Wortkünstler, hatte Zeit seines Lebens „Reisender Artist“ im Ausweis stehen. Artist als umfassendster Begriff, fernab eines Schubkastens, einfach Artist – Künstler, Unterhaltungskünstler. Und ich heute, Kabarettist, im Spannungsfeld zwischen Theater und der oft geschmähten U-Kunst, ich spreche Ringelnatz, ein-, zweimal im Monat, seit rund 10 Jahren. WAS DU ERERBT VON DEINEN VÄTERN. Kabarett-erbteil Ringelnatz. Kleinkunstung oft genug, runtergetingelt. Adlershof grüßt mit der x-ten Wiederholung von „Ringel, Ringel, Ringelnatz“. Schon die Ankündigung in der „FF-dabei“ führt meinerseits zu Brechreiz. SO stinkt der Ringelnatz wie ein faulender Fisch zum Himmel. Was rettet den Ringelnatz immer wieder zu uns herüber, nachdem er schon oft genug hinüber, Buch zu, tot war? Geleitbriefe von Autoritäten?

VIEL EHER WAR ER SELBER EINE ART DON QUIJOTE, EIN ADLIGER SCHWÄRMER EDLER ART MIT EINEM DICHTERHERZEN UND EINEM KLEINEN VOGEL IM RITTERLICHEN KOPF, EIN MANN MIT KNABENIDEALEN, HUMORISTISCHER RHAPSODE, DER EINEM SATTEN UND VERGÜNGUNGSGIERIGEN PUBLIKUM ZWAR SPASS MACHEN, ABER AUCH BITTERE PILLEN ZU SCHLUCKEN GEBEN WOLLTE. (Hermann Hesse). WER HAT SOVIEL ACHTUNG UND LIEBE VOR FREMDEM LEBEN, VOR DER FREMDEN FÜLLE, DER WICHTIGKEIT DES ANDERN, DEN MIKROKOSMEN DER ANDERN ...? WER IST DIESER HANS BÖTTICHER? WER? UNSER JOACHIM RINGELNATZ. (Kurt Tucholsky). So-

viel Ernst, alles für Ringelnetz, den Bürger Hans Böttcher. Aber der Ernst scheint nötig. WO LEBEN WIR DENN!? Nicht wahr! Erst wenn mit viel Ernst und Wissenschaftlichkeit einem Autor beigegeben wurde, ist er auch einer. Nur leider: Humor- und Satiretexte waren (und verraten wir es ruhig: sind noch fast ausnahmslos) Stiefkinder oder gar Ausgestoßene der Literaturwissenschaft. Nicht so beim Publikum, dieser unernsten und ernstesten, vergnügungssüchtigen und vergnügungstüchtigen Masse. WAR EINMAL EIN BUMERANG;/WAR EIN WENIGES ZU LANG./BUMERANG FLOG EIN STÜCK,/ABER KAM NICHT MEHR ZURÜCK./PUBLIKUM – NOCH STUNDENLANG –/WARTETE AUF BUMERANG. Bei diesem Ringelnetz lachen die Leute immer. EIN SCHEUES WORT, da fällt die sprichwörtliche Stecknadel hörbar zu Boden. Aber das beste „Futter“ für Kabarettist und Zuschauer: die plötzlichen Überfälle von Einfällen, Tollereien, Ulk, Zorn, die Schwenks um 180 °Celsius, himmelhoch und zu Tode, zarte Schweinereien, Leben, JÄHE WENDUNGEN.

Das ist ein Gefühl, die Gefühle der Zuschauer ins Wechselbad der Gefühle, ach nein, dreimal „Gefühl“ in einem Satz, Manieriertheit! – jedenfalls sie stürzen hinein, und ich habe oft die Chance, sie an den Abgrund zu führen. Sie springen. In unserer logischen, kalt berechnenden Zeit! Sehnsucht nach Herz und dem alten Liebesreim darauf? UND DIES UND DAS. So ein Wechselbad bietet immer wieder ein Mann namens Kuttel Daddeldu, eine Erfindung* von Ringelnetz, abgesehen dem Seebärenklichee (viele dicke Muskeln, viel Herz, wenig Hirn; Saufkopp, Streithammel, in jedem Hafen eine andere Frau und Kinder). Wieder läßt Adlershof grüßen in unnachahmlicher Art, Wahrheiten zu verschmieren; in unsrem Fall verschmiert man eine ererbte literarische Wahrheit mit aktuellen Halbwahrheiten in gestohlenem Gewand. Den DDR-Kuttel Daddeldu aus „Klock 8, achten Strom“ achten liegenlassen, oder besser: links. Und das ist nicht politisch gemeint. Lieber zum Buch greifen, Kuttel Daddeldu original lesen, vor allem immer wieder „Kuddel Daddeldu erzählt seinen Kindern das Märchen vom Rotkäppchen ...“.

ALLE PAAR JAHRHUNDERTE WIRD EIN LYRIKER GEBOREN, BEI DEM DIE VERSE KICHERN, ABER SIE HABEN SICH NICHT DIE TRÄNEN AUS DEN KOMMAS GEWISCHT. (Friedrich Hollaender, Kabarettautor und -komponist, weltberühmt geworden durch „Ich bin von Kopf bis Fuß ...“) Alle paar Jahrhunderte – mein Glück, in diesem Jahrhundert geboren zu sein und nicht stumm. Beredte Menschlichkeit, leises Miteinander, Toleranz, Wachheit (nicht Wachsamkeit; schon gar nicht die, die zur Überwachung tendiert) allem Leben gegenüber – das ist (u. a.) bei Ringelnetz zu lernen. Ich hatte da Nachholebedarf, bevor ich auf Ringelnetz' Texte kam, beziehungsweise die auf mich. Insofern ist mir auch vollkommen egal, was seine Texte damals bewirkten (BÜRGER-

SCHRECK), wenn sie nur heute Wirkung zeigen. Keine Knockouts. Nicht doch! Kunst, noch dazu Dichtkunst, so gebrauchsfähig diese Ringelnetzlyrik und -prosa auch ist, bringt niemanden zur Strecke. Wirkungstreffer? Schon eher. Einfachheit, die schwer herzustellen ist. Originalität, die kaum Nachahmer findet, weil sie wirklich einzig ist. Sentiment – LIEBER EINE KRÄFTIGE TRAURIGKEIT ALS EIN SCHLAPPER OPTIMISMUS. Lebensnähe, nicht Lebensabklatsch.

Lebensdaten: ein paar wichtige. 7. 8. 1883 in Wurzen geboren/ 1909 Besuch des Münchner Kabarett „Simplizissimus“. Bekanntschaft mit Mühsam, Thoma, Dauthendey und Wedekind/ 1910 erster Gedichtband/ 1914–18 Kriegsdienst/ 1919 Annahme des Pseudonyms Joachim Ringelnetz/ 1920 Eheschließung mit Leonharda Pieper, Kosename: Muschelkalk/ 1921 bis zu seinem Tode erfolgreiche Gastspiele in allen bedeutenden deutschsprachigen Kabarett. Mehrere Bücher/ 1923 erste eigne Bilderausstellung/ 1927 erste Rundfunkaufnahmen/ 1932 als Schauspieler im eignen Stück „Die Flasche“/ 1933 letztes öffentliches Auftreten in Berlin. Auftrittsverbot. Letzte Gastspiele in Zürich und Basel/ 1934 am 17. 11. verarmt, Tbc-krank gestorben.

Viel wichtiger: Ringelnetz war als Künstler Lyriker, Prosaist, Dramatiker, Zeichner, Maler, Sprecher seiner Texte, und er war Manager seiner Gastspielreisen. Als suchender Mensch war er in ca. 30 Berufen tätig, u. a. Schiffsjunge, Dachpappenfabriklehrling, Kaufmann, Angestellter einer Speditionsfirma, Werbetexter – z. B. für Badewannen-Krauß: MIR IST DER NAME KRAUSS EIN SCHRECK. ICH BADE NIE. ICH LIEBE DRECK. –, Archivar, Marineleutnant, Gartenbauschüler, Schausteller, Fremdenführer, Schaufensterdekorateur (er ist der Erfinder des Gerippes als Werbemittel), Inhaber eines Tabakladens ... Nie Fuß gefaßt im gutbürgerlichen Leben, weil dieser Kopf nicht hineinpassen wollte. Ein Spaßvogel, ein ernster Mensch. Freundlich, mit zählbar vielen Freunden unter der damaligen deutschen Künstlerschaft.

Wäre er mein Freund? Schwer zu sagen. Zwei Generationen und ein Weltkrieg trennen uns. Das Bindeglied: seine Texte. Und wer wühlt heute noch befreundeten Schauspielerinnen den Garten um und gibt dies als Neugestaltung aus? Wer wickelt sich zum Schlafen in einen Teppich? Wer wirft Butterbrote an die Decke, so daß sie kleben bleiben? Anstrengender Freund. Ein Original. Ein Unikum. Für mich ein Universum der Menschlichkeit.

ER DECKT DIE FEHLER UND KLEINLICHKEITEN DER SOGENANNTEN LEBENSWICHTIGEN DINGE AUF, ENTHÜLLT DIE SCHÖNHEIT DES ABSEITIGEN, ÜBERSEHENEN UND SPIELT MIT EINEM TIEFEN ERNST BALL MIT IHNEN (Paul Nikolaus, Kabarettconferencier der 20er Jahre). Allgemeinmenschlich gesehen ist Ringelnetz ein Freigeist. Politisch? Schwer einzuordnen: friedliebend, friedlich trotz seiner Marineleutnantzeit im ersten Weltkrieg; unpolitisch, sich vor den Zeitereignissen oft

verkriechend trotz seines Briefes an Muschelkalk 1932 (WENN DU WÄHLST, NUR KOMMUNISTISCH), kauzig, seine Spuren verwischend, die Spuren seines halben Jahrhunderts Leben, trotz seines Humors; klar-sichtig trotz wiederkehrender alkoholischer Gehirnvernebelung. HERZ-LICHES MISSVERSTÄNDNIS WÜNSCHT ALLEN UNKLAREN – R. Und doch so offen in seinen Briefen, in vielen Gedichten. Er krankte an der nicht herzustellenden Harmonie aller Lebewesen, Pflanzen und Dinge. Noch als er sich hustend und blutspuckend verabschiedete, suchte er nach kleinen Ratschlägen, wie man mit dieser unharmonischen Welt ein klein wenig besser zurechtkommen könnte. Lebenshilfe? Auch. Auch durch Aufbrechen der Scheinharmonie, durch Aufzeigen der Gefährdung, dies oft durch Lächerlichmachen. Eine Kunstmethode, die für ihn anscheinend auch Lebensmethode war. DIESER UNVERGLEICHLICHE RINGELNATZ HAT DEN STEIN DER NARREN ENTDECKT ..., WELCHER DEM DER WEISEN ZUM VERWECHSELN ÄHNLICH SIEHT (Alfred Polgar).

Ulf Annel

Avant-propos

Ich kann mein Buch doch nennen, wie ich will
 Und orthographisch nach Belieben schreiben!
 Wer mich nicht lesen mag, der laß es bleiben.
 Ich darf den Sau, das Klops, das Krokodil
 Und jeden andern Gegenstand bedichten,
 Darf ich doch ungestört daheim
 Auch mein Bedürfnis, wie mir's paßt, verrichten.
 Was könnte mich zu Geist und reinem Reim,
 Was zu Geschmack und zu Humor verpflichten? –
 Bescheidenheit? – captatio – oho!
 Und wer mich haßt, – – sie mögen mich nur hassen!
 Ich darf mich gründlich an den Hintern fassen
 Sowie an den avant-propos.

Anspraches eines Fremden an eine Geschminkte vor dem Wilberforcemonument

Guten Abend, schöne Unbekannte! Es ist nachts halb zehn.
 Würden Sie liebenswürdigerweise mit mir schlafen gehn?
 Wer ich bin? – Sie meinen, wie ich heiße?
 Liebes Kind, ich werde Sie belügen.
 Denn ich schenke dir drei Pfund.
 Denn ich küsse niemals auf den Mund.
 Von uns beiden bin ich der Gescheitre.
 Doch du darfst mich um drei weitre
 Pfund betrügen.

Glaube mir, liebes Kind:
 Wenn man einmal in Sansibar
 Und in Tirol und im Gefängnis und in Kalkutta war,
 Dann merkt man erst, daß man nicht weiß, wie sonderbar
 Die Menschen sind.

Deine Ehre, zum Beispiel, ist nicht dasselbe
 Wie bei Peter dem Großen L'honneur: –
 Übrigens war ich – (Schenk mir das gelbe
 Band!) – in Altona an der Elbe
 Schaufensterdekorateur. –

Ringelnetz

Hast du das Tuten gehört?

Das ist Wilson Line.

Wie? Ich sei angetrunken? O nein, nein! Nein!

Ich bin völlig besoffen und hundsgefährlich geistesgestört.

Aber sechs Pfund sind immerhin ein Risiko wert.

Wie du mißtrauisch neben mir gehst!

Wart nur, ich erzähle dir schnurrige Sachen.

Ich weiß: Du wirst lachen.

Ich weiß: Daß sie dich auch traurig machen.

Obwohl du sie gar nicht verstehst.

Und auch ich –

Du wirst mir vertrauen – später, in Hose und Hemd.

Mädchen wie du haben mir immer vertraut.

Ich bin etwas schief ins Leben gebaut.

Wo mir alles rätselvoll ist und fremd,

Da wohnt meine Mutter. – Quatsch! Ich bitte dich: Sei recht laut!

Ich bin eine alte Kommode.

Oft mit Tinte oder Rotwein begossen;

Manchmal mit Fußritten geschlossen.

Der wird kichern, der nach meinem Tode

Mein Geheimfach entdeckt. –

Ach Kind, wenn du ahntest, wie Kunitzburger Eierkuchen schmeckt!

Das ist nun kein richtiger Scherz.

Ich bin auch nicht richtig froh.

Ich hab auch kein richtiges Herz.

Ich bin nur ein kleiner, unanständiger Schalk.

Mein richtiges Herz. Das ist anderwärts, irgendwo

Im Muschelkalk.

An M.

Der du meine Wege mit mir gehst,

Jede Laune meiner Wimper spürst,

Meine Schlechtigkeiten duldest und verstehst –

Weißt du wohl, wie heiß du oft mich rührst?

Wenn ich tot bin, darfst du gar nicht trauern.

Meine Liebe wird mich überdauern

Und in fremden Kleidern dir begegnen
Und dich segnen.

Lebe, lache gut!
Mache deine Sache gut!

Seemannstreue

Nakifare necesse est.
Meine längste Braut war Alwine.
Ihrer blauen Auge Gelatine
Ist schon längst zerlaufen und verwest.
Alwine sang so schön das Lied:
„Eine Jäger aus Kurpfalz“.

Wie Passatwind stand ihr der Humor.
– Sonntags morgens wurde sie bestattet
In der Heide, wo kein Bäumchen schattet,
Und auch ihre Unschuld einst verlor.

Donnerstags grub ich sie wieder aus.
Da kamen mir schon ihre Ohrklappen
So sonderbar vor.

Freitags grub ich sie dann wieder ein.
Niemand sah das in der stillen Heide. –
Montags wieder aus. Von ihrem Kleide,
Das man ihr ins Grab gegeben hatte,
Schnitt ich eine Handbreit gelber Seide,
Und die trägt mein Bruder als Krawatte. –

Gruslig war's: Bei dunklem oder feuchtem
Wetter fing Alwine an zu leuchten.
Trotzdem parallel zu ihr verweilen
Wollt ich ewiglich und immerdar.
Bis sie schließlich an den weichen Teilen
Schon ganz anders und ganz flüssig war.

Aus. Ein. Aus; so grub ich viele Wochen.
Doch es hat zuletzt so schlecht gerochen.
Und die Nase wurde blauer Saft,
Wodrin lange Fadenwürmer krochen. –

Nichts für ungut: das war ekelhaft. –
Und zuletzt sind mir die schlüpfrigen Knochen
Ausgeglitten und in lauter Stücke zerbrochen.

Und so nahm ich Abschied von die Stücke.
Ging mit einem Schoner nach Iquique,
Ohne jemals wieder ihr Gebein
Auszugraben. Oder anzufassen.

Denn man soll die Toten schlafen lassen.

Es lohnt sich doch

Es lohnt sich doch, ein wenig lieb zu sein
Und alles auf das Einfachste zu schrauben.
Und es ist gar nicht Großmut zu verzeihn,
Daß andere ganz anders als wir glauben.

Und stimmte es, daß Leidenschaft Natur
Bedeutete im guten und im bösen,
Ist doch ein Knoten in dem Schuhband nur
Mit Ruhe und mit Liebe aufzulösen.

Ernster Rat an Kinder

Kinder, ihr müßt euch mehr zutrauen!
Ihr laßt euch von Erwachsenen belügen
Und schlagen. – Denkt mal: fünf Kinder genügen,
Um eine Großmama zu verhauen.

Wo man hobelt, fallen Späne.
Leichen schwimmen in der Seine.
An dem Unterleib der Kähne
Sammelt sich ein zäher Dreck.

An den Strähnen von den Mähnen
Von den Löwen und Hyänen
Klammert sich viel Ungeziefer.
Im Gefieder von den Hähnen
Nisten Läuse; auch bei Schwänen.

(Menschen gar nicht zu erwähnen,
Denn bei denen geht's viel tiefer.)

Nicht umsonst gibt's Quarantäne.
Allen graust es, wenn ich gähne.
Ewig rein bleibt nur die Träne
Und das Wasser der Fontäne.

Kinder, putzt euch eure Zähne!!

Hilflose Tiere

Wenn ein Hund kotzt, soll man keinen Augenblick
Ihn dann stören,
Soll man auf ihn hören.
Töne sind Bruchstücke von Musik.

Ob geräuschvoll oder leise,
Massig oder klein bei klein –
Kann es doch die schönste Speise,
Kann es beispielsweise
Hammelkeule in Madeira sein.

Auch das Dichten ist ein Vonsichgeben.
Eisen bricht. Und alles geht vorbei,
Auch die Wolke und das Leben.
Und ein einz'ger Koch verdirbt den ganzen Brei.

Mag sich also keiner überheben,
Der auf Menschentum und Gesundheit protzt.

Wenn ein Hündchen kotzt –
Öffentlich genau so wie zu Hause –
Sollst du mit ihm leiden,
Maulkorb ihm durchschneiden;
Denn sonst wirkt der Korb wie eine Brause.

Will das Rührende dir häßlich scheinen,
Denke: Großes spiegelt sich im Kleinen.
Willst dich doch der eignen Übelkeit
Niemals schämen.
Gönne Tieren wenigstens die Zeit,

Widerwärtiges zurückzunehmen.

Oder laß es ruhig liegen. Weil
Roheit niemals Glück bringt oder Segen.
Jeder soll vor seiner Türe fegen.
Und die Stiefelsohle ist kein Körperteil.

Aufgebung

Ich lasse das Schicksal los.
Es wiegt tausend Milliarden Pfund;
Die zwingt mich doch nicht, ich armer Hund.

Wie's rutscht, wie's fällt,
Wie's trifft – so warte ich hier. –
Wer weiß denn vorher, wie ein zerknittertes Zeitungspapier
Weggeworfen im Wind sich verhält?

Wenn ich noch dem oder jener (zum Beispiel dir)
Eine Freude bereite,
Was will es dann heißen: „Er starb im Dreck“? –
Ich werfe das Schicksal nicht weg.
Es prellt mich beiseite.

Ich poche darauf: Ich war manchmal gut.
Weil ich sekundenlang redlich gewesen bin. –
Ich öffne die Hände. Nun saust das Schicksal dahin.
Ach, mir ist ungeheuer bange zumut.

Nichts geschieht

Wenn wir sterben müssen,
Unsere Seele sich den Behörden entzieht;
Werden sich Liebende küssen;
Weil das Leben trumpft.
Aber wenn nichts geschieht,
Bleibt das Leben nicht einmal stehn,
sondern schrumpft.

Was heute mir ins Ohr klingt,

Ist nur, was Klage vorbringt.
Und was ich mit Augen seh
An schweigender Not, das tut weh.
Aller Frohsinn in uns ist verweist.

Und nichts geschieht. – Und der Zeiger kreist.

Mißmut

Ein Rauch verweht.
Ein Wasser verrinnt.
Eine Zeit vergeht.
Eine neue beginnt.
Warum? Wozu?
Denk ich dein Fleisch hinweg, so bist
du ein dünntrauriges Knochengestüt,
allerschönstes Mädchen du.

Wer hat das Fragen aufgebracht?
Unsere Not.
Wer niemals fragte, wäre tot.
Doch kommt's drauf an, wie jemand lacht.
Bist du aus schlimmem Traum erwacht,
Ist eine Postanweisung da,
Ein Telegramm, ein guter Brief, –
Du atmest tief
Wie eine Ziehharmonika.

Schiff 1931

Wir haben keinen günstigen Wind.
Indem wir die Richtung verlieren,
Wissen wir doch, wo wir sind.
Aber wir frieren.

Und die darüber erhaben sind,
Die sollten nicht allzuviel lachen.
Denn sie werden nicht lachen, wenn sie blind
Eines Morgens erwachen.

Das Schiff, auf dem ich heute bin,
Treibt jetzt in die uferlose,
In die offene See. – Fragt ihr: „Wohin?“
Ich bin nur ein Matrose.

Volker Dietzel

Bemerkungen anhand der Bücher „Spielformen der Poesie“ von Gerhard Grümmer und „Das Wasserzeichen der Poesie ...“ von Andreas Thalmayr

Du sollst dir kein Bildnis machen

Warum? Unabhängig von der religiösen Komponente des Bildverbotes kann man sagen: Alles, was ikonographisch greifbar ist, steht auf den törnern Füßen der Vergänglichkeit. Die Worte aber, die im kollektiven Gedächtnis der Menschheit leben, sichern über die Vergänglichkeit hinweg das Überleben der Erinnerungen, die die humanen Werte sind. Nun hat aber jener Sturm auf das Gedächtnis der Menschheit eingesetzt, der mit den guten alten Werten auch die Erinnerungen löscht. Dieser Sturm begann mit dem Übergang vom intensiven zum extensiven Lesen im 18. Jahrhundert, und noch heute lesen viele Leute sehr viel, um sehr viel zu vergessen. Vielleicht ist dies ein Grund, warum heute Poeten das Bild als ästhetisches Piktogramm für Menschlichkeit gegen den Orkan der Wortinflation stemmen. Das Goldene Kalb wird zum Retter der Gesetzestafeln. Es schluckt die Botschaft, wie Charlie Chaplin sich Liebesbriefe in den Mund stopft, um sie vor den Mündern der Unholde zu retten.

Die Poesie reagiert sensibel, wenn ihr jemand an die Gurgel geht. Wie aber konnte es geschehen, daß es den Texten die Sprache verschlägt? Um im Bild zu bleiben: Die Worte werden entmündigt. Der Verlust des Realen, der Macht, des Sozialen, den die Worte erleiden, findet seinen Gegenpart in der Automatisierung gesellschaftlicher Produktion, in der Digitalisierung geistiger Arbeit, in der Allwissenheit der Computerverbundnetze. Früher gab es eine soziale Zeit, die eine organische Entwicklungszeit war und in der die Gesellschaft als überschaubarer Bildraum existierte. Unter den angeführten Voraussetzungen fächert sich nun die soziale Zeit auf zu einem Kaleidoskop von Eigenzeiten, in dem die Gesellschaft ihre sinnlichen Räume spiritualisiert. Dem tragen die bildlichen Sprachspiele Rechnung. Das tellurische Beben, das die Poesie erschüttert, hat seine Epizentren in den Kellern der Fernsehanstalten. Eine Wortflut überschwemmt die Welt, in der sich Poesie verdünnt und zur Information verkommt, wenn sie, die Poesie, nicht im toten Winkel der Kontemplation genossen wird. Die Poesie zerbricht zu Gebilden, die manchmal schön, manchmal neu sind, manchmal beides. Zersplitterung vergrößert die Oberfläche und macht sie ungeschützt gegen die verdünnende Wortflut der Nachrichtenagenturen. Damit hat die Poesie fertig zu werden.

Sie kann so weitermachen wie eh (was sie legitimerweise auch tut), sie kann sich in den festen Guß der klassischen Formen flüchten, die sich im Laufe (allerdings ruhiger) Jahrhunderte als ziemlich überlebensfähig erwiesen haben, sie kann aber auch, und davon soll hier gehandelt werden, die Flucht nach vorn antreten und sich Neuland zu erobern versuchen, das noch als hochwasser- und bebensicher gilt.

Die Massenkommunikation hat sich, wie Eco sagt, in eine Schwerindustrie verwandelt. So luftige Wesen wie Gedichte verenden an den Rändern der Informationskanäle. Wo die Imagination des Wortes wegrationalisiert wird, ist das sehr

beeindruckende sprachliche Ungetüm von der Schlemihlisierung der Worte nicht weit. Sie haben ihren Bedeutungsschatten verloren, und man kann von Glück sagen, wenn ihnen ein Zipfelchen Aura aus dem Hosenbund rutscht.

Die Flucht nach vorn ist ein Schritt zurück. Wo das Wort als gesprochenes Wort versagt, schaut man über die Ränder der Poesie, oder man beginnt, den Buchstaben „zuzuhören“. Es stellt sich die Frage, wie das gehen soll. Buchstaben sind kleine, meist schwarze Wesen, hutzlige Objekte des Augensinns, eher kümmerlich als strahlend. Was liegt da näher, als sie zu verschönen, ihnen einen Eigensinn zu verleihen, aus Sklaven die prunkvollen Herrscher über mehr oder weniger große Reiche der Bedeutung zu machen? Dieser Einbruch der Imagination in die Rationalität der Informationsmechanismen hat seine Vorläufer. Schon lange versucht man, die Meinungskonditionierung durch die gedruckten Buchstaben listig zu unterhöhlen, obwohl erst heute die orthographische Glossolie als ausgebrochener Zahn im Getriebe der Massenkommunikation begriffen wird.

In wunderschön unhistorischem Durcheinander kann in zwei Büchern besichtigt werden, was mit Sprache alles möglich und auch nicht möglich ist. Das Bibliographische Institut in Leipzig legte 1985 ein Buch mit dem Titel „Spielformen der Poesie“ vor, in dem der Autor Gerhard Grümmer der Leser- und Dichtervelt all die fast vergessenen Formen wiederschenkt, die die moderne Poesie nur zu oft scheute wie der Teufel das Weihwasser. Zwar gibt sich das Vorwort hausbacken, aber dafür ist das versammelte Material eine Fundgrube schöner Absonderlichkeiten. Anlässlich des Lipogramms erfährt man, daß der indische Dichter Dandin im 7. Jahrhundert im Roman „Die Erlebnisse der zehn Prinzen“ einen von ihnen seine Geschichte erzählen läßt, ohne einen einzigen Lippenlaut zu verwenden, weil seine Lippen nach verbrachter Liebesnacht wund geküßt waren. Wenn es aber ernst wird, kneift der Autor. „Schon immer haben die Menschen“, heißt es einleitend, „in der Poesie ein reizvolles und anregendes Mittel geselliger Unterhaltung gesucht und gefunden.“ Das Spiel wird zum Küchenlied verniedlicht. Schillers Wort, daß der Mensch nur da Mensch ist, wo er spielt, ist zumindest ebenso groß gedacht wie Walter Benjamins Bemerkung, daß Kindern Wörter noch wie Höhlen sind, „zwischen denen sie seltsame Verbindungen kennen“. Gerhard Grümmer beantwortet die Frage nach dem Sinn der Spielformen abschlägig. „Spiele haben ihren Sinn in sich selbst und verfolgen – über das Vernügen und die Unterhaltung des Spielers hinaus – keine Zwecke. Müßig wäre es daher, nach dem Nutzen der hier vorgestellten Spielformen zu fragen.“ Dennoch bietet das Buch mehr, als der Autor verstanden haben will. Es ist fundiert, bietet eine herrliche Fülle vergnüglicher Texte, der Autor geizt nicht mit seinem Detailwissen. Es ist eine reine Freude, dieses Kuriositätenkabinett zu durchwandern. Archaische Votivhände, römische Göttertorsi, Kruzifixe, Federn vom Heiligen Geist und Kälber mit zwei Köpfen stehen friedlich nebeneinander, und es erstaunt nicht, daß sie sich, einmal auf das nivellierende Es-ist-ja-nur-ein-Spiel gebracht, so gut vertragen. So wird Ulk tief sinnig und Tiefsinniges Ulk. Natürlich sind Spielformen auch das Ausschreiten der formalen Grenzen der klassischen Poesie, sie sind Übungen in Kunstfertigkeit, Rhetorik und viel Spaß. Bei der Besprechung des Anagramms erfährt man dann doch, daß es im Mittelalter vorwiegend zur Aufdeckung symbolischer Bezüge diente. Oder die Abecedarien. Sie haben ihren Ursprung in der angestrebten Vollständigkeit der Aussage, also

wiederum einem symbolischen Akt mit magischen Aspekten. Das jüdische Morgengebet mit seinen 22 alphabetisch angeordneten Wörtern wird von seinen Betern sicher nicht als ermunternder Scherz nach dem Aufstehen hergesagt. Oder das Akrostichon. Nebenbei erfährt man: Es hatte magische Funktionen. Die mystischen Endlos-Verse aus dem Persischen werden im Kapitel „Scherz- und Nonsenspoesie“ an den kulturinteressierten Leser gebracht. Aber wo man sie auch entdeckt, sie sind nun wieder leicht aufzufinden, und diese Tatsache ist Herrn Grümmer zu danken.

Das zweite Buch stammt von Andreas Thalmayr, heißt „Das Wasserzeichen der Poesie oder Die Kunst und das Vergnügen, Gedichte zu lesen ...“ und erschien 1985 in der „Anderen Bibliothek“ in Nördlingen. „Volk und Welt“ ließ es am Ort seiner Entstehung nachdrucken, und es gehört zu den schönsten meiner Bibliothek. Der herausgebende Autor, der sich Andreas Thalmayr nennt, damit niemand merkt, daß es Hans Magnus Enzensberger ist¹, hält sich strikt an das oberste Gebot aller ernstzunehmenden Kulturschaffenden, das da heißt: Du sollst das Wort postmodern nicht unnütz im Munde führen! Auch Thalmayr kocht nur mit Wasser, wenn auch mit sehr klarem. Alle geistvollen Möglichkeiten, mit Gedichten zu spielen oder spielerische Gedichte nach den Formen des Sprechens, Denkens, der Kommunikation zu ordnen, werden ausprobiert. Von Sappho bis zur binären Codierung reichen die Beispiele, die die Texte ernst nehmen und sie gleichzeitig (zur Freude des Lesers) denunzieren.

Aber Herrn Thalmayrs Ausflug in die Ironie beraubt die zitierten und verfremdeten Texte nicht ihrer Aura. Gottväterlich schwebt der Herausgeber über seinem Universum und beschreibt in einem wundervoll „Räsonierenden Inhaltsverzeichnis“ wie in den eigentlichen Beispielen die Ränder und Abgründe der lyrischen Welt. Diese Grenzen, seien sie grün hinter den ins Inkommensurable lauschenden Ohren oder ehrwürdig patiniert, sind eben jene, wo das Gedicht ins Artificielle, Alberne, Magische abzukippen droht oder vorstößt, je nachdem. Wer das Buch, Thalmayrs Ironie besäite, als spielerische Forschungsreise liest, wird doppelten Spaß daran haben.

Sowohl bei Grümmer als auch bei Thalmayr heben sich deutlich zwei Richtungen des Ausbruchs aus der Konvention ab: der barocke Manierismus, den beide ausgiebig zitieren, und die visuelle Poesie, die hauptsächlich Thalmayr findet. Das erste ist verpönt, das zweite eine Modewelle, und beide wollen, sage ich mal so, das gleiche.

Spiel war das eigentliche Medium des Barock. Feudalabsolutismus und Gegenreformation waren in dieses Spiel verliebt, aber vor allem der poetischen Avantgarde bot es Raum, Individualität, Feingefühl und Schmerz in Formen zu gießen, deren Schnörkel problemlos im überweltlich Humanen verhakt wurden. Das war, bei Gott, nicht der schlechteste Rettungsanker in den Wirren der Welt. Es entstand jener Formüberhang, jene sich verselbständigende Ornamentik, die den Inhalt zu Boden gehen ließ. Diese verspielten Wucherungen zielten auf das Übersinnliche und wurden zum metaphysisch transparenten Zeichen. Der Leser wurde vernunftwidrig aufgeregt, weil das, was „Vernunft“ war (die Aufklärung wird eine Epoche später einsetzen), durch Abwesenheit glänzte. Auf der Suche nach überzeitlichen Werten gelangte man zu jener heute so verschrienen emblematischen und allegorischen Verschränktheit von Mikro- und Makrokosmos, die, außerliterarisch, nun die Anthroposophie erfüllt.

Aber unsere barocken Dichter taten noch mehr. Sie schufen die Grundlagen einer Poetik, die sich an der deutschen Sprache orientiert. Das war neu! Sonett, Terzine, Ritornell und Stanze waren nun erstmals in deutsch sagbar. Neben jenen klassischen Formen entdeckten sie für Volk und Muttersprache auch das Tautogramm, Chronogramm, das Buchstaben-Palindrom, das Notarikon und vieles andere. Sie probierten sich und ihre Sprache nach allen damals möglichen Richtungen aus und erforschten die uns so maniert erscheinenden Grenzen der Poesie. Freilich, in ihrer Entdeckerfreude konnten sie sich gar nicht einkriegen vor Verspieltheit. Doch so etwas verwächst sich.

Daß die Grenzen der Poetik, die die barocken Dichter ausschritten, von der absolutistischen Macht wahrgenommen wurden und deren ästhetische Identität ausbildeten, mag niemanden verwundern. Wenn sich die Herrschenden mit Kunst identifizieren, ist entweder an den Herrschenden etwas faul oder an der Kunst. Die Pegnitzschäfer jedenfalls steckten die Weide ab, auf der der kunstliebende Adel graste.

Am Klischee der barocken Wucherungen leiden bis heute die Spielformen, sicher auch, weil der Manierismus eine Krise des Inhaltes war und ist. Heute steht die Lyrik vor einem ähnlichen Problem. Wie ist es dazu gekommen?

Sprache ist verständlich, weil sie stereotyp ist. Sie ist stereotyp, weil sie im gesellschaftlichen Konsens steht. Sie ist inflationär, weil wir im 20. Jahrhundert leben. Sie verändert sich mit den Medien ihrer Fixierung. So schneidet die Schreibmaschine das Individuelle der Hand(schrift) zurück auf die knorrige Information. Aber noch weitergehend: Friedrich Nietzsche, der als erster deutscher Dichter eine Schreibmaschine besaß (ein dänisches Fabrikat), bemerkte, daß das Medium auch seine Diktion verändert hatte. Ähnlich ergeht es uns mit dem Lesen. Schier unendliche Rosenkränze, die 26 Buchstaben variieren, werden auf die Breite des zu erwartenden Blickfeldes zerhackt. Wir erleben erst am fernen Horizont des Impressums endende Einbahnstraßen, bei denen die Seitenzahlen nur zu oft Meilensteine sind. Wir befahren Schienenstränge durch den langen Tunnel sozialer Kontaktlosigkeit und sich überstürzender Imaginationen. Der Leser erleidet das verzeichnete Leben als Nachricht vom wirklichen. Ach, das Auge irrt über Bleiwüsten mit den tristen Oasen schlecht reproduzierter ADN-Fotos. Hier stehen sie, Kompanie für Kompanie zum Appell an den Leser stramm ausgerichtete Buchstaben, an denen das um ihre Individualität nicht interessierte Feldherrenauge wohlgefällig vorübergleitet, nicht ahnend, daß es längst das Opfer jenes Krieges um seine Aufmerksamkeit geworden ist. Im glücklichsten Falle ist es eine fröhliche Hammelherde, die im Pferch der Botschaft ihres Platzes gewiß ist. Und wer kennt nicht die entlastende Wirkung des Schwarzen Schafes, das der Druckfehlerteufel reitet.

Nun, man weiß sich zu behelfen. Lyrikleser kennen das. Der Verzicht auf Rechtschreibung und Interpunktion oder aber ihre aufbegehrende Verhunzung bezeichnen eine Kulturbewegung, die halb Verfall, halb Metamorphose eben auch der Kommunikationstechniken ist. Wo die mächtigen Verwalter des Regelwerkes zu massenmedialen Fachleuten werden, die für die breite Öffentlichkeit recht sprechen und schreiben, ist der Sturz der Schriftkultur ein Sturz in das Chaos ersehnter Freiheit. Wie es sich damit kommunizieren läßt, steht auf einem anderen Blatt.

Ein weiterer Aspekt ist die Selbstbelebung des Materials. Im ersten Entwurf des

Empedokles (Blatt 152 des Quartbuches) schreibt Hölderlin: „O Iris Bogen über stürzenden / Gewässern, wen die Woog in Silberwolken / Auffliegt, ist, doch, wie du bist, meine Freude.“ Vom Wort „Du“ zog Hölderlin mit der Feder einen Bogen zum linken Rand des Blattes, eben bis zum „Z“ des Wasserzeichens „Honig u Zoonen“. Später heißt der Vers dann statt „O Iris Bogen ...“: „O Zeichen über schäumenden Gewässern“. Das Wasserzeichen der Poesie, das ihre Echtheit anzeigt, ist auch das erwachende Selbstbewußtsein des Schreibgrundes, des Papiers, der Tinte, der unerlösten Lettern. Neben dem Versuch, dem lesbaren Wort die Handschrift des Autors aufzudrücken, beginnt nun auch das Material, das Wasserzeichen, die Schreibmaschine, das schwindende Vertrauen breiter gesellschaftlicher Kreise in die Funktion des Kommas, sich in den Text hineinzu-schreiben.

Was die Pegnitzschäfer mit ihren Formen taten, versuchen die lyrischen Avantgardisten nun mit dem Material in seiner Gesamtheit. Sie tun das auf der Suche nach einer ökologischen Nische, wo das Wort rein, die Individualität gesichert und das Humane behütet ist. Aus diesem Grunde erfinden sie unablässig neue Codes der Verständigung. Dieses Spiel mit dem Material ist eine Befreiung der Poesie von ihrer bisherigen Materialisierung und ihr Übergang in eine andere Daseinsweise: die der graphischen Strukturen. Der große Widerspruch von zeichenhafter Information und sinnlichem Bild fällt in sich zusammen, beide stürzen übereinander her und sie zeugen visuelle Poesie. Beabsichtigt ist, daß der inflationierten Kommunikation ein Schnippchen geschlagen wird, so daß die Intentionalität des Schreibers in den Leser hinübergerettet wird. Manchmal sieht das lyrische Produkt aus wie das Ergebnis eines glückhaften Zusammentreffens eines Analphabeten und einer Stenosekretärin, manchmal wie die Schönschreibung eines Ich-betonten Linkshänders. Jedenfalls werden die Zeichen nicht für die Bedeutungen genommen (so schlicht geht es selten), aber den Zeichen werden sinntragende und sinnerweiternde Verstöße gegen Duden, Lautgesetze oder die Linearität des Sprachflusses beigebracht. Die Magie des Wortes wird nicht aus seinem Klang, sondern aus seinem Schriftbild entfaltet. Ich will versuchen, diese Desemantisierung an einer Allegorie deutlich zu machen. Wer mit den Händen redet, verstärkt nicht nur die Sprache. Mandelstam studiert ein Theaterplakat. „Was ist das: Pantomime?“, fragt er seinen Freund. „Pantomime? Das ist ganz einfach. Die Leute reden miteinander, bloß sie sagen nichts.“

Auch der Leser ist bei avantgardistischer Poesie gezwungen, Nachrichten auf neue Art wahrzunehmen. Die zeitliche Folge des quasi-schriftlichen Sprechaktes explodiert in die Parallelität verschiedener Sprechakte („Zettels Traum“), zu Sprechblasen (Comic), wuchert pflanzengleich zu Sprachschleifen (Barock) oder zerstäubt in ein zweidimensionales geordnetes Chaos, das sich der schwingenden Abfolge durch Atomisierung der Sinnheiten oder durch die Bildung eines Netzwerkes der gewohnten Kommunizierbarkeit solange entzieht, bis es verstanden wird. Deshalb auch die Fülle neuer Formen, die den kommunikativen Code unablässig aufknacken, indem sie die Erwartung des Empfängers der Botschaft nicht erfüllen. Der Empfänger stellt sich um, versteht und will wieder irritiert werden.

Der Leser hat sicher schon bemerkt, daß ich den Begriff visuelle Poesie in zwei Bedeutungen verwandt habe. Einmal als graphisches Verfahren im engeren Sinne, einmal als Sammelbegriff für die im Ghetto der Ästhetik versammelten

Methoden, Prinzipien, Ausdrucksformen: magisches Quadrat, Kryptogramm, Permutation, Kalligramm (Thalmayrs Liebeslied eines Wilden), Mutation, die Neue Beredsamkeit (vom Vers zur Konstellation, vom Satz zum Wort), die mystischen Alphabete, apokalyptische Obsessionen, Fragmentarisierungen (siehe Heiner Müller), Lautgedichte, verstummte Ghaselen (das Spiel der Stimme jenseits der Worte, wie Chlebnikow sagt), Klartext, serielle Poesie, Glasperlenspiele, Konfrontationen (die Nebeneinanderstellung des Verschiedenartigen, meint T. S. Eliot), Ideogramm, Inversion, Szenario, Irrgarten, Syntagma-Fragment und was es der phantasievollen Wortschöpfungen mehr gibt.

Die verbindende Eigenschaft ist wohl der Wunsch, über die Balken der Buchstaben hinauszuschauen. Dieser Vorstoß in die Räume des Metaphysischen macht schon immer aus ganz normalen Worten Poesie. Es sei nur an den etwas naßforsch geratenen Satz von Goethe erinnert: „Je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser.“ Während der Vorbereitung dieses Textes sagte mir eine Bekannte: „Wo ein Zeichen ist, verstehe ich es nicht. Wo es fehlt, denke ich daran, erkannt zu haben, was es bedeuten könnte.“ Was bei Paul Celan „ein Wort nach dem Bilde des Schweigens“ war, läuft immer Gefahr, in Scharlatanerie aufzugehen. Der Formenvorrat von den Kryptologien bis zur Explosion des Schriftbildes ist sicher beschränkt, und jede Neuerung wird imitiert, bis man sie nicht mehr sehen kann. Eine gemeinsame Sprachform erschöpft sich, wenn die Inhalte unter der Form verschwinden. Die goldene Palme erringen nicht die Botaniker unter den Literaten.

Wir sind es gewohnt, unsere Schrift mit einem gewissen Stolz als phonetische Buchstabenschrift zu verstehen und einen ganz normalen Satz im Chinesischen als etwas Archaisches zu diskreditieren, als einen exotischen Comic-strip mit riesigem Bildervorrat.

Wie ernst nehmen wir es eigentlich mit unserer phonetischen Buchstabenschrift? Präzision erreichen wir nur mit der internationalen Lautschrift. Das ist die, die in den Wörterbüchern hinter den Vokabeln die Aussprache definiert. Nicht nur wir Englisch Lernenden leiden an der Differenz von Aussprache und Schriftbild, auch die Engländer selbst. Alle britischen Schulkinder erlernen das Schriftbild jeder einzelnen Vokabel einzeln und fast genauso, wie man die visuelle Poesie der Mandarinschrift mit ihren Ideogrammen pauken muß, um den Sportteil der Beijing-Tribune lesen zu können.

Visuelle Poesie (als Synonym für Unleserlichkeit) ist eine Mandarinschrift, deren Form ein Diskurs über die Fragwürdigkeit ihrer Inhalte. Die Schreibhand, erhoben zum Victory-Zeichen und zur avantgardistischen Zwille, schwebt über dem Gutenbergschen Lindwurm als Sieger, als verlorener anarchistischer Einzelkämpfer und kriegt keinen festen Boden unter die Feder. Das Mysterium des Ausbruchs aus dem Mysterium der klassischen Lesewut gebiert jene Weihe, die den Leser zum Analphabeten macht, wenigstens zum funktionalen. Die Grammatik optischer Strukturen überlagert die der Sprache. Wenn die Buchstaben wie die Lemminge dem springenden Punkt folgen (siehe Rimbaud: „A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu“), wird die Sensibilität und Klangvielfalt des gesprochenen Wortes auf seine schriftliche Fixierung übertragen. Das Papier, auf dem die Informationen niedergeschlagen werden, atmet den Hauch des Geistes, den des Individuellen, ein, saugt ihn auf, bis die Druckerschwärze schwimmt. Simonides von Keos (um 556–um 468 v.u.Z.), den Lessing den griechischen Vol-

taire nennt, sagt, daß die Malerei eine stumme Poesie, die Poesie eine redende Malerei sei. Wie wir wissen, ist Lessing im Laokoon ganz anderer Ansicht. Gesetz den Fall, er hat Recht, besagt das noch nichts gegen visuelle Poesie.

Visuelle Poesie ist kulinarisch – Auge und Zunge werden bedient. Nun hat Avantgarde fast immer den missionarischen Drang, die Blinden sehend zu machen, selbst auf die Gefahr hin, daß der, dem das Augenlicht geschenkt wird, aufschreit: Der Kaiser ist ja nackt! Dieser Gefahr steht die angenehme Gewißheit gegenüber, daß der Kaiser wenigstens noch einen Tanga trägt, der, ich meine den Tanga, als Innovation in die Kleiderkammer der Kunstmacher (und Modeschöpfer) aufgenommen wird. Die Methoden und Techniken, die die Scham vor dem Unaussprechlichen, dem Inkommensurablen, bedecken, sind vielfältig. Es sei nur an die luftigen Spitzenhöschen und an die wollenen Selbstgestrickten erinnert. Was entsprechend der modischen Großwetterlage getragen wird, hat irgend etwas mit Verschleiß zu tun und mit dem Phänomen, daß zunehmende Vergreisung (im kulturellen, nicht im biologischen Sinn) auch den Tanga diskreditiert. Der Kaiser ist niemals ganz nackt, und der Aufschrei, den man mit Wolfgang Neuss als „Intellellenverpetze“ bezeichnen kann, ist der eines freudigen Erkenntnisgewinns, der ein Mißverständnis ist.

Ohne Korsett gehen Gedichte in die Breite, bis sie sich auf der Kreideleinwand ganz verlaufen. Das erschwert die Lesbarkeit. Bringt dieser Mangel auch einen Verlust an Informationen mit sich? Natürlich. Beweis: Es steht in der Bibel: „Wer das Wort verachtet, muß dafür büßen.“ (Spr. 13,13) Nun gut, wird man sagen, das macht der Gewinn an Bildlichkeit wieder wett. Richtig. Beweis: „Ich will mich sättigen, wenn ich erwache, an deinem Bilde.“ (Ps. 17,15) Dieses Dilemma entspricht der Schriftkultur, die das gesprochene Wort weitgehend ersetzt hat. Wie Sprache Gesang werden kann, so muß das meist zu unrecht so genannte Schriftbild Bild werden, bis hin zum Verlust sprachlicher Kommunizierbarkeit, um das Auge aus der Versklavung durch die textuellen Gitterstäbe zu befreien. Die vierzigjährige Lesewut in der Bleiwüste läßt nun eine neue Generation das Land sehen, in dem (vorerst nur die Bilder von) Milch und Honig sichtbar werden. Diese pathetische Fata Morgana eines poetischen Paradieses wird sich aber spätestens dann in Luft auflösen, wenn sie aufhört, ein Spiel mit der Freiheit zu sein. Wenn dieses Spiel nicht ganz Malerei wird, bleibt es nur ein Vehikel der Flucht, der allein das lebendige, das zum Du gesprochene Wort akustisch etwas entgegnzusetzen hat.

MEINUNGEN

zu Jürgen Lemke: *Ganz normal anders*, TEMPERAMENTE 4/88

Ursula Sillge

Es ist im Gespräch, das Thema Homosexualität. Lange Zeit wurde es geflissentlich vermieden, dies Wort in den Mund zu nehmen. Es schlägt noch manchem glatt den Atem, wenn über Homosexualität so normal gesprochen wird wie über irgend etwas Beliebiges.

Die Beiträge, die gegenwärtig veröffentlicht werden, wie das Buch von Jürgen Lemke „Ganz normal anders“, das Buch von Reiner Werner „Die Homosexualität“, die Artikelserie von Ursula Hafranke im Magazin, der Spielfilm von Heiner Carow „Coming out“, erwecken den Eindruck, als gäbe es nur homosexuelle Männer. Wie kommt es, daß vorwiegend oder ausschließlich über Männer gesprochen wird? Es gibt nicht weniger Lesben als Schwule.

Männer werden mitsamt ihrer Sexualität immer noch wichtiger genommen. Es scheint, als hätten es Männer schwerer mit ihrer Homosexualität als lesbische Frauen; sie werden häufiger verbal oder nonverbal angegriffen. Aber wer angegriffen wird, kann sich verteidigen.

Das Tabu war ein wesentlicher Aspekt der Diskriminierung. Für Männer ist das Tabu aufgebrochen. Für Frauen noch nicht im selben Maße. Lesben werden immer noch häufiger ignoriert als Schwule. Frauen, die es scheinbar gar nicht gibt, können sich nicht verteidigen.

Wie sollen Lesben ihre Probleme erkennen, sich artikulieren, womit sich identifizieren, wenn sie fast völlig unter den Tisch fallen?

Diese ungleiche Wahrnehmung von Männern und Frauen ist kein spezifisches Problem homosexueller Bürger. Sie widerspiegelt nur die allgemeine gesellschaftliche Situation. Schwule sind in erster Linie Männer und dann erst schwul. Lesben sind zunächst Frauen (oftmals Mütter) und dann lesbisch.

Das sogenannte „coming out“ haben Lesben durchschnittlich später als Schwule, sie brauchen länger, um sich über ihre Gefühle klar zu werden.

Oft sitzen sie den traditionellen Klischees auf, die da lauten: „Du hast nur nicht den Richtigen gefunden“, „Du hast wohl keinen abgekiegt?“, „Für Frauen ist Sex nicht so wichtig, es geht auch ohne“. Lesben sind Frauen, die aufwachsen wie alle anderen, mit der Orientierung zu heiraten, Kinder zu haben, ja, inzwischen auch einen Beruf. Bei Männern ist die Reihenfolge oft anders, da kommen zuerst der Beruf und dann die Ehe und Kinder. Auf diese Weise haben die Lesben ein Problem, das bei Schwulen einen geringeren Stellenwert hat: Sie brauchen oft lange, um herauszufinden, ob die Gefühle, die sie für eine andere Frau haben, Freundschaft oder Liebe sind: Und wenn sie es herausgefunden haben, ist es für sie nicht so selbstverständlich wie für die Männer, diese ihre eigenen Bedürfnisse und Ansprüche durchzusetzen.

Und wenn sie sich durchgerungen haben, ihre Bedürfnisse zu akzeptieren, was dann? Die Männer haben die einschlägigen Restaurants und die Klappen (öffentliche Toiletten). Und wohin geht eine Frau, um eine Lesbe zu finden?

Was fehlt, sind auch Vorbilder und Beispiele, wie homosexuelle Frauen und Männer in Partnerschaften le-

ben können. Sie scheitern oft, wenn sie das heterosexuelle Modell der Partnerschaftsbeziehung, die Ehe, imitieren. Gibt es grundsätzliche Ähnlichkeiten in den Partnerschaften, oder ist bei Lesben und Schwulen grundsätzlich alles anders? Noch vor einigen Jahren war es ausgesprochen schwierig, eine Frau zu finden, die ebenfalls eine Frau suchte. Inzwischen gibt es Klubs in mehreren Städten (der Berliner Sonntags-Club, PSF 229, Berlin 1030, wirkte als Beispiel), und eindeutige Anzeigen sind möglich.

Aber noch immer sehen sich die meisten Frauen und Männer veranlaßt, ihre Homosexualität geheimzuhalten, denn juristische Straflosigkeit und soziale Akzeptanz sind zwei verschiedene Dinge.

Hartmut Bosinski

So geschehen auf einer Abendveranstaltung in der Humboldt-Universität zum Thema „Homosexualität und Familie“: In der Diskussion nach einer Lesung aus Lemkes „Männerprotokollen“ bringt eine Eheberaterin ihre Enttäuschung darüber zum Ausdruck, daß sie, entgegen ihrer Erwartung, so gar nichts für ihre Arbeit hätte lernen können. Was denn – Homosexuelle, jahrhundertlang diskriminiert und verfolgt, und auch bei uns, trotz gegenteiliger Bemühungen, im öffentlichen Raum noch relativ ausgegrenzt – als „Hoffnungsträger/innen“? Ihre Partnerschaften, bislang von beflissenen Forschern in immer neue Schubladen sortiert – die „eng gepaarten“ und die „offen gepaarten“, die Partnerschaften mit „infantil-hypochondrischen“ und die mit „tuntig-asketischen Zügen“ ... – als „Lehrstücke“ für die nie derart

typisierten, da ja „normalen“ Ehebeziehungen?

Sicher – die Erwartungen der Fragerinnen mußten wohl enttäuscht werden: Jede Hoffnung auf eine bislang unterdrückte Gruppe, deren Zugehörigkeit sich jenseits der Güter- und damit der Machtproduktion konstituiert („Kinder/Frauen an die Macht!“), birgt zugleich Illusion und Überforderung in sich. Es blieb unklar, woraus sich die Erwartung der Fragerin speiste. Vielleicht war es der erstaunte Blick auf die lebenslang höhere und vielfältigere sexuelle Aktivität Homosexueller, während ihr die eigene Arbeit zeigt, wie vielen der „eheliche Vollzug“ Verdruß bereitet, sie die Ehe als „Vollzugsanstalt“ empfinden läßt? Aber, Lemkes Buch zeigt das, so „vorbildlich“ geht's in der „Szene“ auch nicht zu.

Das Schiboleth „Jugendlichkeit“ fordert seinen Tribut – wie bei den „Normalen“ doch auch, nur unter härteren Bedingungen. Oder war es der bewundernde Blick auf Menschen, denen es gelang, entgegen den öffentlichen Normen von der lebenslangen monogamen heterosexuellen Partnerschaft als der einzig denkbaren, wenn auch nicht einzig praktizierten Form „normalen“ Verhaltens; Normen, für die homosexuell immer noch identisch mit pervers, abartig, entartet, krank ist – gegen dies alles eine schwule/lesbische Identität zu etablieren? „Coming out“ als Lernprozeß und Persönlichkeitsgewinn – klingt das blasphemisch angesichts des zu zahlenden Preises, angesichts der vernarbten Biographien? Aber machen vielleicht Narben und Schwielen die Haut auch widerstandsfähiger?

Mitunter entsteht bei mir der Eindruck, als würde beim sicher wohlge-

meinten Reden über die Integration Homosexueller auch unterstellt, daß es eine Art „vorbildhafter Normalität“ heterosexueller Partnerschaftsbeziehungen gäbe, an der sich Homosexuelle orientieren sollten, der sie sich anpassen sollten. Es wäre ein Gewinn für uns alle und würde die Diskussion endlich aus der Ecke der „Randgruppenproblematik“ herausholen, fänden wir – wie die oben erwähnte Frage ja vielleicht andeutet – zu einer neuen Denkbewegung: Nicht der Versuch der „Heterosexualisierung“ Homosexueller im Sinne eines „Er ist zwar schwul, aber man merkt es ihm gar nicht an!“, nicht die Forderung, die Schwulen/Lesben mögen sich nur so verhalten wie die „Normalen“ in ihren Eheverhältnissen, dann würde schon alles werden, sondern das erwachende Bewußtsein darüber, daß wir alle – Homosexuelle wie Heterosexuelle, um die gängige, gesetzte Dichotomie weiter zu benutzen – unsere Schwierigkeiten haben im Umgang mit uns und unseren „Beziehungen“. Nicht zuletzt die Scheidungszahlen signalisieren, daß auch die sogenannten „normalen“ Partnerschaften kein so rechtes Vorbild abgeben wollen: Irgend etwas stimmt nicht mit unseren (Liebes-) Verhältnissen. Es mag vielleicht dies zunächst nur unklar empfundene Unwohlsein sein, das eine große Zahl von Frauen und Männern trotz damit u. U. verbundener materieller Nachteile dazu bringt, ihr Heil in „Lebensgemeinschaften“, „Ehen ohne Trauschein“ zu suchen. Die dahinterstehende Annahme könnte wohl heißen: Die Ursache einer Scheidung ist die Heirat. Aber tatsächlich sollten wir nicht nur danach fragen, was Ehen auseinandertreibt – wobei wir Gefahr laufen, nur vorgeschobene Symptome zu finden.

Wesentlich schiene mir die Frage, was denn zwei Menschen zueinandertreibt, und zwar derart, daß sie beschließen, zusammenzubleiben – ein Leben lang, so wird doch unterstellt. Untersuchungen versichern uns beruhigend, daß nach wie vor für „unsere Jugendlichen“ die Partnerschaftsvorstellungen durch ein Ideal gekennzeichnet wären – die Liebe. Als ob allgemein klar sei, was das ist. Und als ob dies immer so gewesen wäre – quasi „natürlich“ also. Dabei war noch vor gut dreihundert Jahren in unseren Breiten die Ehe und Familie zunächst eine Produktionsgemeinschaft – von materiellen Gütern in der familiären Produktion und von Kindern als „Stammhalter“ und/oder Mitarbeiter. Liebe konnte sein, mußte aber durchaus nicht. Erst die bürgerliche Gesellschaft mit ihrer Trennung von gesellschaftlicher, außerhäusiger Produktion und privater, häuslicher Reproduktion forderte nun auch die lebenslange Gattenliebe ein – als Absicherungsverhältnis, Ruhepunkt. Rückzug ins Private. Und wir, was wollen wir heute in der Ehe, was erwarten wir uns in der Partnerschaft für uns, füreinander, voneinander? Allzu häufig deucht mich: Nicht viel mehr als eben dies – daß irgendwo Ruhe sei. Der Ehehaften. Vor Jahren bei einer Aufführung von Heiner Carows „Bis daß der Tod euch scheidet“: Die Kartenabreiberin empfängt meine Begleiterin und mich mit dem Rat-schlag: „Kinder, wenn ihr noch mal glücklich verheiratet sein wollt, dann seht euch den Mist bloß nicht an!“ Harmonie soll sein. Sich darüber im ersten Anlauf erheben zu wollen, hieße ein menschliches Grundbedürfnis verkennen. Ein Gemeinplatz, trotzdem wahr: Kinder, zum Beispiel, brauchen

„Ruhe“, Geborgenheit, Sicherheit in ihren Beziehungen. Aber auch: „Kinderscheiße ist kein Ehekit!“ (Neuer deutscher Volksmund.) Und es bleibt unklar, was nun schmerzlicher ist für Kinder – die Friedhofsstille einer totgelaufenen Ehe, hin und wieder unterbrochen von Auseinandersetzungen verschiedener Eskalationsgrade, oder der mehr oder weniger plötzliche Verlust einer primären Bezugsperson. Beide Erlebnisformen dürften sich nicht unbedingt förderlich auf die kindliche Entwicklung auswirken, z. B. auf die Ausbildung von Bindungsfähigkeit. Scheidungswillige kommen signifikant häufiger selbst aus geschiedenen Ehen ...

Nichts kurzsichtiger als Patentrezepte, etwa derart, man solle Scheidungen erschweren, oder – als Gegenpol – die Ehe wäre abzuschaffen. Was bleibt, ist die Frage: Was erwartet man/frau – homosexuell oder heterosexuell – voneinander füreinander im Miteinander? Daß man sich anpasse, abstütze, angleiche? Ähnlich werde – wie Hund und Besitzer im Lauf der Jahre?

Eine Binsenweisheit, durch alltägliche Beobachtungen immer wieder belegbar: Vereinnahmende Nähe hat der Liebe allemal mehr geschadet als Ferne. Aber: Ohne Nähe keine Liebe.

Vielleicht müßten wir gemeinsam darüber nachdenken, ob nicht das Miteinander zweier autarker Individuen produktiver und lebensfähiger ist, zweier, die sich nicht gegenseitig als Krücken brauchen, die nicht zu einem amorphen Etwas verschmelzen, sondern die nur als sich selbst begreifende Subjekte, als „Einheit von Gegensätzen“, sich auch gemeinsam entwickeln können. Dies würde Individualität einfordern,

würde verlangen Selbstbefragung, Selbstreflektion über Lebensziele, Liebesziele. Und da hätten wir alle dann – jenseits der schablonenhaften Zuordnung auch der sexuellen Präferenz – ein „Coming out“ vor uns. Miteinander.

Dorothea von Törne

Eberhard Häfner – ein „Arbeiter“ der assoziativen Lautsprache

zu Eberhard Häfner, „Syndrom D“, Gedichte, Aufbau-Verlag 1989

Eberhard Häfners Gedichte gehören zu den interessantesten der jüngeren DDR-Lyrik. Es wird bei uns zur Zeit viel Sprachspielerisches produziert. Darunter ist manches, was wenig Substanz hat. Häfners Gedichte dagegen haben Substanz. Sie leben von Alltagseindrücken, die als konkrete DDR-Wirklichkeit erkennbar sind. Diese Wirklichkeit fungiert als Anlaß bzw. als äußerer Rahmen der Gedichte: ein Gang über die Jannowitzbrücke in Berlin („Ist's möglich“) oder eine Fahrt mit dem Schnellzug („Im Zuch“). Die Eindrücke von den Orten sind oftmals Ausgangspunkte von Assoziationsfolgen. Mit einer Art Montagetechnik (Häfner hat von James Joyce und Arno Schmidt gelernt) werden Abbilder äußerer Wirklichkeit und Gedankengänge des lyrischen Ich verbunden. Beides geht ineinander über. Durch ungewohnte Zeilenbrüche, Einstreuen wörtlicher Rede und durch ein geschicktes Auffinden von Mehrdeutigkeiten entsteht in den meisten Fällen ein dichter, in sich geschlossener Text, den eine Pointe krönt – zumeist eine Wertung der Wirklichkeit, die sich auf aussagekräftige Details

bezieht. Aus dem Arrangement der Details sind diese Gedichte entstanden. Wichtig ist, daß sich die Details nicht verselbständigen und die Assoziationskette nicht endlos wird. Diese Gefahr ist bei Häfner potentiell vorhanden. Der Band „Syndrom D“ beschränkt sich auf Texte, in denen Häfner seinen Stil gefunden hat, ein Stil, den große Sprachdynamik auszeichnet. Hier sieht und lauscht wirklich ein „schaufunkener faun“ („Ist's möglich“), der Welt beschwört und sich ihr mit allen Sinnen öffnet. Allein die Verben, die Häfner verwendet, deuten auf ein höchst lebendiges Ich: „ermöglichen“, „öffnen“, „kurven“, „singen“, „spüren“, „ändern“, „wandern“, „entdecken“, „träumen“, „wärmen“ usw. Da ist alles in Bewegung. Ein Gedichttyp, den Häfner in den vergangenen Jahren mehr und mehr entwickelt hat, entwirft Phantasiewirklichkeit in Bewegung. „Bewegungsträume“ beschreibt er nicht nur in dem Gedicht „Nominativ“. Das Arrangement phantastischer Details erinnert an den Surrealismus, ist jedoch – in Verbindung mit anderen Stilelementen – ganz neu und eigenständig. Das Gedicht selbst wird zum Kunstfreiraum, in dem sich Prozesse vollziehen; äußere und innere (psychische) Bewegungsabläufe geschehen mit und anhand der Sprache. Dabei kombiniert Häfner nicht mehr nur Bilder und Abbilder der Realität. Er setzt einen Prozeß der Wortfindung in Gang und treibt ihn im Gedicht voran. In „Anschlaf“ und „Gesicht“ zum Beispiel ist der Sinn des Gesagten am Schluß nur noch am Klang erkennbar bzw. erahnbar. Ein umgekehrter Vorgang spielt sich in „Winter“ ab. Hier geht die Entwicklung innerhalb des Gedichts von Verdunklung zu Erhel-

lung. Beide Gedichte gehören verschiedenen Sprachtypen Häfnerscher Lyrik an. Während „Winter“ tatsächlich existierenden Dialekt, nämlich den von Steinbach-Hallenberg, Häfners Geburtsort im Thüringischen, verwendet, erfindet er in „Anschlaf“ eine Art eigenen Dialekt. Der Klang der Sprache charakterisiert die sprechende Figur, so in „Des Kaisers neuer Kleister“, „Ich habe sie im Schlaf gekillt“, „Der Kartoffelleuchter“, „Finnigan wört mointer“ u. a. In vielen Gedichten kommen anstelle des lyrischen Ich erfundene Figuren zu Wort: „obermann“, „overmann“ oder „hitzling“. Auch die Orte sind zum Teil erfunden: „... aus scheinlingen/ der klassischen gaunerlandschaft“. Gesprochen wird „abgekrautet kokumlanguage“ („Der Hut“) – eine Sprache, die es nur bei Häfner gibt und die gewöhnliche Sprache und alltägliches Bewußtsein einer Wertung unterzieht, sowie die eigene Welthaltung, die Bewußtsein und Sinne umfaßt, kundtut. Wie es sich bei derart von den Sinnen bestimmten Texten gehört, spielt der Eros eine nicht geringe Rolle. Die zwischenmenschlichen Begegnungen, die in den Gedichten stattfinden, sind zumeist erotischer Natur: die Zöpfe der Mulattin auf der Jannowitzbrücke („Ist's möglich“), „im abendland“ („Wenn im Zug („Im Zuch“), die Doppelbettliebe im Hinterhof („No Woman No Cry No Cornflakes“). Häfner steht m. E. auch in der Tradition Heinrich Heines. Mit diesem verbindet ihn übrigens auch die Ironie, die immer wieder durchbricht. Häfner meistert in Bildern oder mit entsprechenden Zeilenbrechungen die komische Wertungsart, was das Vergnügen an den Texten verstärkt, so in „Wenn Gänse aus dem Inlett fliegen“, „No

Woman No Cry No Cornflakes". Im Vergleich zu einigen früheren Versen sind die in „Syndrom D“ vorgestellten souveräner geworden. Häfner hat es nicht mehr nötig, Absagen an andere Daseinsformen zu erteilen. Er ist von der Verneinung der „artigen pudernasen“ zur Selbstverständlichkeit des Eigenen gekommen. Das enthält weitaus mehr als die Geste des Harlekins; es ist der Aufruf der Sinne und der schöpferischen Kräfte im Menschen, im Leser. Die Gedichte sind nicht allein assoziative Gedankenketten, sondern kunstvoll gearbeitete Gebilde mit spannungsvollen Sinnbezügen. Poetische Spannungen entstehen zwischen den Polen Nähe und Ferne. Einerseits gehen die Gedichte ganz nah an die Dinge heran, beschreiben die Gegenstände der modernen Zivilisation, des technischen Fortschritts, mit dem wir alltäglichen Umgang haben: Turbinen („Arbeitsplatzbindung“), Container („Belanglos“), Video („In der Grube sitzt das Grübchen“). Der Wortschatz ist dementsprechend modern: „exellenzen & emanzen“ („Matsch im Paddel“), „nonstop“ („maschine gun man“), „verlassen sie das territorium des planeten“ („maschine gun man“). Wissenschaft und Technik bestimmen weitgehend die Lexik: „UV-strahlen“ („Wunschmechanismen“), „satelliten“ („Konspiration 2“), „panoramaregler“, „synthesizer“ (beide „Konspiration 4“). Andererseits schlagen die Gedichte den gedanklichen Boden in die Ferne, die zumeist geographisch fixiert ist: „am eukalyptus“ („Ist's möglich“), „im Abendland“ („Wenn Gänse aus dem Inlett fliegen“) „mitteleuropa“ („No Woman No Cry No Cornflakes“) ... Die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen. In solchen Formulierungen steckt nicht nur das Be-

wußtsein, auch *Weltbürger* zu sein, sondern ebenso eine gehörige Portion Abenteuerlust und Phantasie. Dem Weltbürgerbewußtsein rechne ich auch die Verwendung englischer Wörter: Wendungen und Stereotype zu. Vielfach scheint mir Häfner Englisch wie Musik zu benutzen. Der Klang, die Intonation sind – ähnlich wie bei den Dialekten – von Bedeutung. Die Nähe zur Musik wird auch in Beschreibungen deutlich: „eines mehrstimmigen tonstücks firmis / ist cantus firmus verführer der dominante / öliges motto der tonika / erster fugensatz beendet“. In manchen Fällen nimmt Häfner englische Einsprengsel als Mittel der Ironie, wie in „No Woman No Cry No Cornflakes“. Der Titel des sentimental Songs lautet ursprünglich „No Woman No Cry“. Die Fortsetzung Häfners: „No Cornflakes“ setzt das Ganze ins Komische, stellt im Grunde Banales als banal aus, nicht böse, sondern heiter, mit Leichtigkeit. In der gesprochenen Sprache charakterisieren englische Floskeln darüber hinaus Bewußtsein: „gilt devise / komfort is life save it“ („Arbeitsplatzbindung“). Saloppe Umgangssprache Jugendlicher gehört zum Assoziationspotential der Gedichte. Sie dient Häfner als Ausgangspunkt für den Entwurf einer eigenen Kunstsprache, eines Stils, der gesprochener Sprache entspricht, aber nur bei Häfner so gesprochen wird. Sie stellt eine Synthese aus verschiedenen Komponenten dar, zu denen die geschriebene und gesprochene Sprache gehört: die Sprache der Wissenschaft und der Medien, der Musik und der Ämter sowie des Militärs, des Hochdeutsch und der regionalen und sozialen Dialekte. Den zuletzt genannten entsprechen die vom Autor verwendeten Ele-

mente des Rotwelsch, der Gaunersprache. Vor allem die Lexik und die Phonetik dieser Bereiche verarbeitet Häfner in seinen Sprachgebilden, die sowohl von der Anordnung dieser Sprachsegmente leben, als auch von den Häfnerschen Neuschöpfungen wie „sauerkirschenabendrot“, „scheibten geigenwischer“, „wehzember“, „bildwürgerstreiche“ und vielen anderen. Insgesamt sind die Gedichte aus Stilmontagen entstanden, die einen Stil hervorgebracht haben. Es gibt Reflexionen im Gedicht selbst, die auf einen hohen Grad des Sprachbewußtseins Häfners schließen lassen. Häfner arbeitet intensiv mit dem Klang der Sprache; er setzt dabei auch Alliterationen, Assonanzen und Reime ein. Der Assoziationsfluß erzeugt einen spezifischen Klang, eine Musik der Sprache. Der Autor kostet die Laute aus, Worte entstehen aus Klangassoziationen. In besonderem Maße wird jedoch die Lexik zum Feld des Schöpferischen. Komik entsteht durch Austauschen eines Wortes in einer geläufigen Wendung. Häufig benutzt Häfner ungewöhnliche Zeilenbrüche, die den Blickwinkel des Lesers ändern, eine Aussage schlagartig umwerten. Es ist ein Spiel mit Bedeutungsfeldern der Worte. Anklänge an graphische Räume und graphische Muster finden sich ebenfalls – ein Feld, das von anderen noch viel weiter beschritten wird. Bei Häfner aber verselbständigt sich das Graphische nicht, es bleibt assoziativer Anklang, der das Gedicht bereichert, sich aber nicht darin erschöpft. „Syndrom D“ ist eine Sammlung sehr origineller sprachkünstlerischer Texte, die auf phantasievolle Weise Spaß erzeugen. Gleich Papenfuß, Döring, Kerschek und anderen ist Häfner ein „Arbeiter“ („Softart“) mit einer Lebenshal-

tung, die sich durch die Sprechweise kundtut.

Thomas Wieke

Sehen mit anderen Augen

Zu: *Benedikt Dyrlich, „Hexenbrennen. Gedichte und Prosa“, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1988.*

Meine Schwierigkeiten, Benedikt Dyrlichs Band zu lesen, erinnern mich daran, daß DDR-Literatur nicht ausschließlich deutsche Literatur ist. Dem Band liegen, wie schon dem vorigen (*Grüne Küsse*, 1980), sorbische Originale zugrunde. Daraus erwächst das Problem, Dyrlich als Dichter und Nachdichter zugleich beurteilen zu müssen, ohne Original und Übertragung, Dyrlich/deutsch und Dyrlich/sorbisch voneinander sondern zu können. Das Problem zieht sich bis in den innersten Bering der Sprache hinein. Da steht Ausgeformtes neben Unbehilflichem, Dichte neben Weitschweifigkeit. Nach meinem Empfinden geht's in den Prosaminiaturen strenger zu als in vielen der Gedichte. Ein Beispiel? „am anfang war der geist, leibhaftig und saftig. und hat unter uns gewohnt. im fleisch der natur. im kühnen und kühlen pilgermannskopf. irgendwann erschien der widersacher aller sinne zeugenden geister. erschien der antikopf. das bloße wort. die lose zunge. das mit lüge und haß angeheizte maul.“ (*Angst vor dem Erblinden.*) Das Gegenbeispiel „Aus dem zerknitterten Laken unendlich die Zahl / Der goldene Saiten die zum Klingen bringen / Eine fast vergessene Melodie / Des Sommers ungezügelt Lächeln / Streift deinen Mund: lockt / Alle

braven Geister / Aus dem längst unnötigen Nachthemd“ (*Offen liegt dein Haar*). Natürlich nutzt es mir wenig, wenn ich mutmaße, daß im Sorbischen die ständigen Attributierungen weniger ennervieren, daß die gespreizte Syntax dort eleganter wirkt. Ich stehe vor dem deutschsprachigen Gebilde und verzage. Benedikt Dyrlich versucht, die Texte „von einem Ufer auf ein anderes Ufer herüberzutragen ... Dazwischen liegt ein Strom, der treibt. Man kann nicht übersetzen: einfach mit dem Kahn herüberfahren.“ (Gisela Kraft zitiert in ihrem hilfreichen Nachwort ausführlich Selbstaussagen des Autors.) Gelegentlich muß der Nachen kräftig Wasser genommen haben. In *FKK hinter B.* macht Dyrlich aus der Sprachnot eine poetische Tugend, läßt uns nicht nur im „indifferenten Buntessel“ kochen, sondern führt uns in eine „Etag / Lobpreisender Cherubine“ und in einen „Bunker / Legendenstammelnder Wassermänner“. Mein Geschmack sind solche Wortungetüme nicht, sie wirken doch ein bißchen „übersetzt“, auch wenn sie in den gegebenen Zusammenhang passen.

Überraschenderweise findet man gerade in den Gedichten häufig Prosaisches, Feuilletonistisches, Abbrévatures von Essays.

Der Dichter Jurij Chěžka definiert im Jahre 1937 den Faschismus (das ist kein Gedicht, nur der Titel eines solchen), *Im Sterbezimmer von Iwan Franko und Čišinski, der Stille* etwa gehören dazu. Kein Wunder also, daß der Autor seine poetisch-essayistischen Kürzel durch dreieinhalb Seiten kleingedruckter Anmerkungen zu vervollständigen sucht; sie helfen dem Leser bei der Enträtselung der Chiffren, dem Gedicht helfen sie nicht. Dabei gibt es ja durch-

aus Beispiele für gelungenes Übersetzen. *Rausch* zum Beispiel überzeugt durch Klarheit, sprachliche Präzision und Konsequenz im Gebrauch der Bilder: „Sie kam aus dem Bad / Ihr Haar ein Wasserfall der sanfteste Teil / Fing ihn ab (als sie sich zu mir setzte) / Das Echo von stürzender Flut / Färbte ihre Zunge rosig wie Haut / Blühte in voller Pracht / Ein duftender Park: Selbst meine Finger / Platzen zu wilden Blumen.“

Für Dyrlich war, nach eigener Aussage, anfangs die deutsche Sprache „einfach ein fremder Klang. Erst später, beim Studium der Theologie, bin ich über das intellektuelle Deutsch, über die philosophische Sprache, auf die Schönheiten der deutschen Sprache gestoßen.“ Daher mag es kein Zufall sein, daß sich ihm das Deutsche in den Prosaminiaturen besser fügt als in vielen der Gedichte (und vielleicht läßt sich Prosa auch leichter ans deutschsprachige Ufer übersetzen). Die zwei Seiten des Textes *Herberge* sind stimmig, der Vorgang ist schlicht erzählt, ohne das Geheimnis zu lüften, im Untertext Momente von Sprachlosigkeit, Bedrohung und Verlust konnotiert; das ganze Gebilde ist eine einzige Metapher, die aus der lausitzisch-sorbischen Mentalität herkommt und von einer *besonderen* Lage kündigt. Direkter auf das Thema zu geht die Miniatur *Das Schlüsselloch*. In Rede steht das Bild des Dichters Jakob Bart-Čišinski: Angesichts der „Halbmeterreihe der gesammelten Schriften“, in einem „RAUM OHNE LICHT“ aufbewahrt, fragt der Autor, „ob das Werk des Dichters unter Heimlichkeiten gefallen ist“; er stößt auf einen ernüchternden Nachruf, kaum geeignet, den Ruhm des Dichters zu mehren, er will seine Entdek-

kung verkünden, jedoch: „Dauernd bemühte sich mein ehemaliges Kinderauge mir einzuleuchten, wie sinnlos es ist, das abgelichtete Zeugnis aus den alten Annalen in den betriebsamen Advent zu tragen. So oder so würde es von Lichtgirlanden überstrahlt werden, in denen das Bild des Dichters Jakob Bart-Čišinski ab und zu verklärt aufscheint.“ Doch wird mir beim Lesen die Lust, Dyrlichs dialektischer Sicht aufs Erbe zu folgen, verdorben durch das „ehemalige Kinderauge“ ein Auge, das geübt „in die stockdunkle Kammer“ schlüpft und, „ohne erst viel in dem finsternen Raum herumzuirren“, sogleich „auf ein Regal“ springt – der übertragene Sinn, der hier bemüht wird, vermag den anatomischen Horror des gegenständlichen Sinnes nicht zu bannen.

In *Hexenbrennen*, der Titelgeschichte, erfüllt sich ein Mythos: „Sieben sorbische Könige kehren zurück. Nach tausend Jahren endlich Hilfe für mein Volk, das stirbt!“ Dieser Aufschrei läßt aufmerken. Er ist kein historisches Maskenspiel, meine ich, sondern Dyrlichs bitterster Ernst. Immer wieder ist von Bedrohung, von Verlust der Identität die Rede, ob im zärtlichsten Liebesgedicht *Tödliches* („Einzig der gesichtslose Mond / sieht eine Axt / über zwei Schatten wogen.“) oder im schmerzlichen Resümee *Abstrich mit Zuversicht oder Fluch der dicken Luft*, worin Trauer über den Verlust der traditionsreichen Landschaft („... die Schlammbeißer sie reißen / Die Gräber der Ahnen auf ...“) und über die Formalisierung der traditionellen Bräuche („Malen Ostern knallige Eier / krümeln Weihnachten Nüsse... // Und singen unsre Hymne / Zu den Festen / Ohne ein Wort aus der Kindheit“) in eins flie-

ßen. Immer wieder taucht, in verschiedenen Verkleidungen, das Bild von der Insel auf, die eher bedrohtes Land ist als bergende Zuflucht. „Ich sah alte Männer, die keinen Sinn fanden im Kampf gegen die Meereswellen: sah die verkörperte Verzweiflung“, heißt es in *Keine Hilfe*. „Wenn das sorbische Volk tatsächlich eine ‚Insel‘ sein soll“, schreibt Gisela Kraft, „dann ist das deutsche darum noch lange kein Festland.“ Bestimmt nicht, denn das Bild wäre so auch falsch weitergedacht. Wo Dyrlich eine Festlandsverbindung sucht, ist im *Sterbezimmer von Iwan Franko* nachzulesen oder in *Gniezno* („Soll dich der heilige Wojciech / Weiterhin beflügeln / Und mich dein unbeherrschtes / Zutrauen“), oder in seiner Selbstausage: „Und wenn ich mich jetzt schnell entscheiden müßte: liest du heute ein Stück eines österreichischen oder eines polnischen Autors, dann würde ich wohl zu letzterem greifen. Da ist eine Nachbarschaft ...“ Aber die sorbische „nationale Minderheit“ ist eine Insel, die nicht untergehen will, nicht in Lösung aufgehen mit der Mehrheit des Meeres, das sie umgibt. Ihre Identität und Kultur sind nicht durch Verfälschung und Gesetz allein ein für allemal gesichert, sagt uns Dyrlich, sie bedürfen andauernder und angestrebter Selbstvergewisserung. Dyrlich fürchtet, „in Resignation zu ertrinken“, und sein ganzes Schreiben ist Widerstand gegen diese Resignation. So ist sein Band eben nicht nur ein sorbisches Buch, vom Autor ins Deutsche übertragen. Verwundert auch manchmal die unmittelbare Nachbarschaft von Poesie und Platitude – das schwache Gedicht *Nur ein Satz* („Mit dem Bau des Pantheons / vor rund 2000 Jahren /

hat sich der Mensch / selbst / überholt!“) steht neben dem viel dichteren Prosastück *Atlantis* – ist es doch geeignet, durch Fremdheit zu bezaubern und zu beschämen. Es sind hauptsächlich die Prosastücke, die diese Eignung bewirken; auf die Mehrzahl der Gedichte als „lyrische“ Zugabe könnte ich verzichten. Endlich sollten wir aber vom morschen Sockel unserer althergebrach-

ten imperialen Selbstgefälligkeit steigen: Wenn wir schon über die anderen, die mit uns sind, nichts wissen, was wissen wir denn von uns selbst, von unserer Kultur, unseren Traditionen und Bindungen, unserer Identität. So hat, wer sich auf Benedikt Dyrlichs poetische Betrachtungen einläßt, die Chance, sich selbst mit anderen Augen zu sehen.

Johannes Jansen

eine beunruhigung das behagen der landschaft betreffend

(wegen uta ackermann gudula ziemer bernd igel)
Lesart zu ihren Poesiealben

... ist es doch ziemlich geschmäckerlich einen text herzustellen über andere texte wie wohl jede beurteilung von text vor allem privatem (oder subventioniertem) geschmack unterliegt und die vielerorts gängige praxis durch geschmack urteile zu fällen über eine mögliche existenz daß medium „kritik“ blühen läßt als eine, nur auf die wörter nicht aber auf das inhaltliche umfeld gerichtete abspiegelung. es gibt leute die leben davon die könnten mir diesen text abnehmen fast wäre ich dankbar dafür jedoch meine bereitschaft war freiwillig also lassen wir das ... zwei „lyrikerinnen“ und ein „lyriker“ werden vorgestellt. ihre kurzbiographien stehen auf der innenseite des umschlags davon rede ich nicht. der rest sind gedichte die sollte man lesen und ich sehe nur einen sinn in diesem text sagen zu können daß man sie lesen sollte und daß ich sie nicht trennen kann von ihren schreibern die ich zu kennen zugebe hauptgrund die anfrage nach der möglichkeit eines textes meinerseits mit ja zu beantworten. ich schreibe wenn überhaupt nur ungern über mir optisch unbekannte personen.

uta ackermann trauert beständig um den geliebten das eigene scheitern an der weltfremdheit ihrer umgebung. ein gewisser singsang tönt aus den zeilen melancholie zwischen alpträum und wunschbild unmöglichkeit das wort „liebe“ zu übersetzen in das was zu bezeichnen ihm zusteht ein zitternder körper musik die verzweifelte schönheit der frau in erwartung der männlichen täuschung ein schatten über dem bauch. doch das verständnis für die arbeit des schreibens als arbeit gegen den wundbrand der täuschung täuscht nicht über den manchmal verdeckten verdacht einer „masche“ (geschöner schmerz möglicherweise ein trauri-

ger text als alibi für ein trauriges leben). die produkte sind weiche glatte gebilde ein fein gefertigter stoff. der sinn für den leser bleibt angenehme gedichte zu lesen mit dem hin und wieder zweifelhaften gefühl eines wohligen kummers. eine gratwanderung zwischen entsetzen und larmoyanz mit der hoffnung in keines der tÄler zu stürzen. eine frage die zu stellen wäre *in zukunft*: wie lang kannst du dich dieser sprache bedienen ohne papier belügen zu müssen mit text? wenn die arbeit gegen den wundbrand den schmerz künstlich erzeugt eine kultivierte zweiflung die texte passieren läßt dem passieren von texten zuliebe solltest du diese sprache verlassen und eine musik schreiben über gedichte vielleicht.

als ich vor einigen tagen durch die dresdener neustadt lief dachte ich an die gedichte von *gudula ziemer* und es fielen mir keine worte ein sie zu beschreiben und ich wußte nicht wie ich das benennen sollte was mich an ihnen berührte eine vage inschrift an den wänden der abrißhäuser. und ich versuchte mutmaßungen aufzustellen über etwas von dem ich ahnte daß es dazu gemacht war sprachlos stehenzubleiben eine stille warnung vor der gefahr die zu bezeichnen wir uns unfähig fühlen da jeder sie in sich herumträgt eine lädierte schön gekleidete puppe. sicher die vorkommnisse sind punkte die wir spüren und sehen mit denen zu leben wir lernten von klein auf doch der blick auf die dinge durch den die texte gemacht sind der schonungslose umgang mit den eigenen augen stellt sich und das umfeld in ein trübes licht einen nicht endenden november wird das was wir „alltagspoesie“ nannten zu einem bedrückenden bild von den eigenen täuschungen der erfahrung. kein aufruhr kein protest eine merkwürdig deutliche ruhe die fast mit „tostlos“ zu beschreiben wäre einem zweifel den zu hegen ich mich scheue angesichts einer kaputten landschaft ‚der uneindeutigen worte‘ der verdeckten sehnsucht nach einer hand als halt statt eines textes.

„- was willst du von mir? sagte sie

- lust! schrie ich stumm

- was willst du von mir, fragte ich sie.

- sprache, sagte sie, sprache.“ (patti smith)

bernd igel dem einst einige ‚mächtig laute wächter‘ verständnislos absprechen wollten eine meinung haben zu können über einen ganz anderen ‚schreibenden schreiber‘ ... (aber das ist ein text den noch zu machen nun wohl zu spät ist im rezensionsgestrüpp fürgegenfür) ... *bernd igel* lebt seine gedichte mit dem ihm eigenen blick auf sich in einem siechenden umfeld ist sein text ein gehäuse in das er den leser bittet einzutreten und aus dem fenster auf die welt zu sehen. „der mund ist die wunde des alphabets“ sagt blix bargeld. *bernd igel* spricht gegen den wieder und wieder wachsenden grind das täglich vernarbwerk gegen die heile vorherrschende sprache die den dingen fremd und gleichzusetzen ist mit verschweigen. ein versuch hilflosigkeit zu nennen die er begriff als kind unter alten kindern sie zu formulieren mit gebärden mit vorsicht gebildeten silben um so sich über die losigkeit zu stellen nicht als ein sieger über widersprüche viel mehr als ein betrachter der mit bedacht sich selber folgt (auf einem trümmerfeld das kindertage hinterließen den alten ort zu räumen von der zeit) still stauend über die aufgesprungen lippen bilder zu bekommen. beklemmend ein leben deutlich und vage.

die „vielbesungene“ schwierige lesbarkeit das angeblich verstellte verständnis

erscheint immer nur als ausrede für den unwillen die nie gültige vorstellung zu verlassen die texte seien anleitungen für den trägen wunsch sich alles sagen zu lassen von einem vertreter. wer mit dieser einbildung bricht spürt wie die persönlichen bilder worte erleben in den gedichten eignes erinnern.

die gedichte der frauen sind weiblich – eine wohl überflüssige äußerung weil es in der natur der schreibarbeit liegt und die texte bleiben am end und als solche zu nehmen sind. ich sage das nur da es frauen gibt die versuchen zu schreiben wie männer als wenn es was besseres wär.

einige formulierungen über die texte sind austauschbar in diesem text. die drei vorgestellten personen sind sich ähnlich zumindest durch die beunruhigung das behagen der landschaft betreffend der eigenen und der anderen auch.

es besteht die möglichkeit das gesagte gegen mich zu verwenden da ich es sage von mir aus.

es besteht keine möglichkeit das gesagte gegen die autoren zu verwenden da ich es sage von mir aus.

es besteht die möglichkeit diesen text schlecht zu finden weil er im grunde nichts sagt außer der möglichkeit die produkte zu kaufen und sie zu lesen was sonst.
berlin/märz 89

Anmerkungen

-
- Gisbert Amm, Jg. 1965, Studium der Theaterwissenschaft in Leipzig, lebt in Gießübel
-
- Ulf Annel, Jg. 1955, Kabarettist, lebt in Erfurt
-
- Thomas Böhme, Jg. 1955, freiberuflicher Schriftsteller, lebt in Leipzig
-
- Hartmut Bosinski, Jg. 1956, Kinderarzt und Sexualwissenschaftler, Aspirant der Humboldt-Universität, lebt in Berlin
-
- Uwe Claus, Jg. 1960, Gemeindegeldhelfer, lebt in Dresden
-
- Michael Dietrich, Jg. 1966, Journalistikstudent, lebt in Schwedt
-
- Volker Dietzel, Jg. 1955, Mitarbeiter am Bezirksliteraturzentrum, lebt in Halle
-
- Jo Fabian, Jg. 1960, Schauspieler, Regisseur und Autor, lebt in Meiningen
-
- Klaus Ihlau, Jg. 1940, freiberuflicher Autor, lebt in Berlin
-
- Johannes Jansen, Jg. 1966, freiberuflicher Autor, lebt in Berlin
-
- Paul Kaiser, Jg. 1961, freiberuflicher Autor, lebt in Berlin
-
- Robert Kluge, Jg. 1959, Musikstudium, jetzt freiberuflich, lebt in Berlin
-
- Gerd. E. König, Jg. 1956, gelernter Dreher, lebt in Greiz
-
- Andreas Lotz, Jg. 1958, Bibliothekar, jetzt freiberuflicher Autor, lebt in Berlin
-
- Sabine Moegelin, Jg. 1960, Lektorin, lebt in Berlin
-
- Dieter Oestreich, Jg. 1955, Diplom-Mathematiker, lebt in Freiberg
-
- Oliver Pohl, Jg. 1967, Student der Sonderschulpädagogik in Rostock, lebt in Berlin
-
- Hans-Ullrich Prautzsch, Jg. 1955, Buchhändler, jetzt freiberuflich, lebt in Halle
-
- Tobias Rex, Jg. 1962, Student an der Technischen Universität Dresden, lebt in Berlin
-
- Jörg Romanskí, Jg. 1959, lebt in Berlin
-
- Ursula Sillge, Jg. 1946, Agraringenieurin und Soziologin, lebt in Berlin
-
- Hartmut Sörgel, Jg. 1940, Sprachwissenschaftler, lebt in Berlin
-
- Ralph Schluckwerder, Jg. 1963, zur Zeit Pfortner, lebt in Berlin und Rheinsberg
-
- Stefan Schütz, Jg. 1964, Unterstufenlehrer, lebt in Erfurt
-

Dorothea von Törne, Jg. 1948, Diplom-Philologin, lebt als freischaffende Lektorin für Lyrik, Herausgeberin und Literaturkritikerin in Berlin

Stefan Trzeciak, Jg. 1971, EOS-Schüler, lebt in Schwerin

Franz Ullmann, Jg. 1965, Verlagsexpedient, lebt in Berlin

Sven Vogler, Jg. 1965, Theaterhandwerker, lebt in Berlin

Peter Wawerzinek, Jg. 1954, freiberuflicher Autor, lebt in Berlin

Christoph Werner, Jg. 1964, Student an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“, Berlin, Bereich Puppenspiel

Barbara Zschorn, Jg. 1945, Programmierer, lebt in Dresden

Ralph Zühlsdorff, Jg. 1964, Techniker für Informatik, lebt in Kölleda

ISBN-Nr. 3-355-00986-6

Titel: Gerhard Medoch

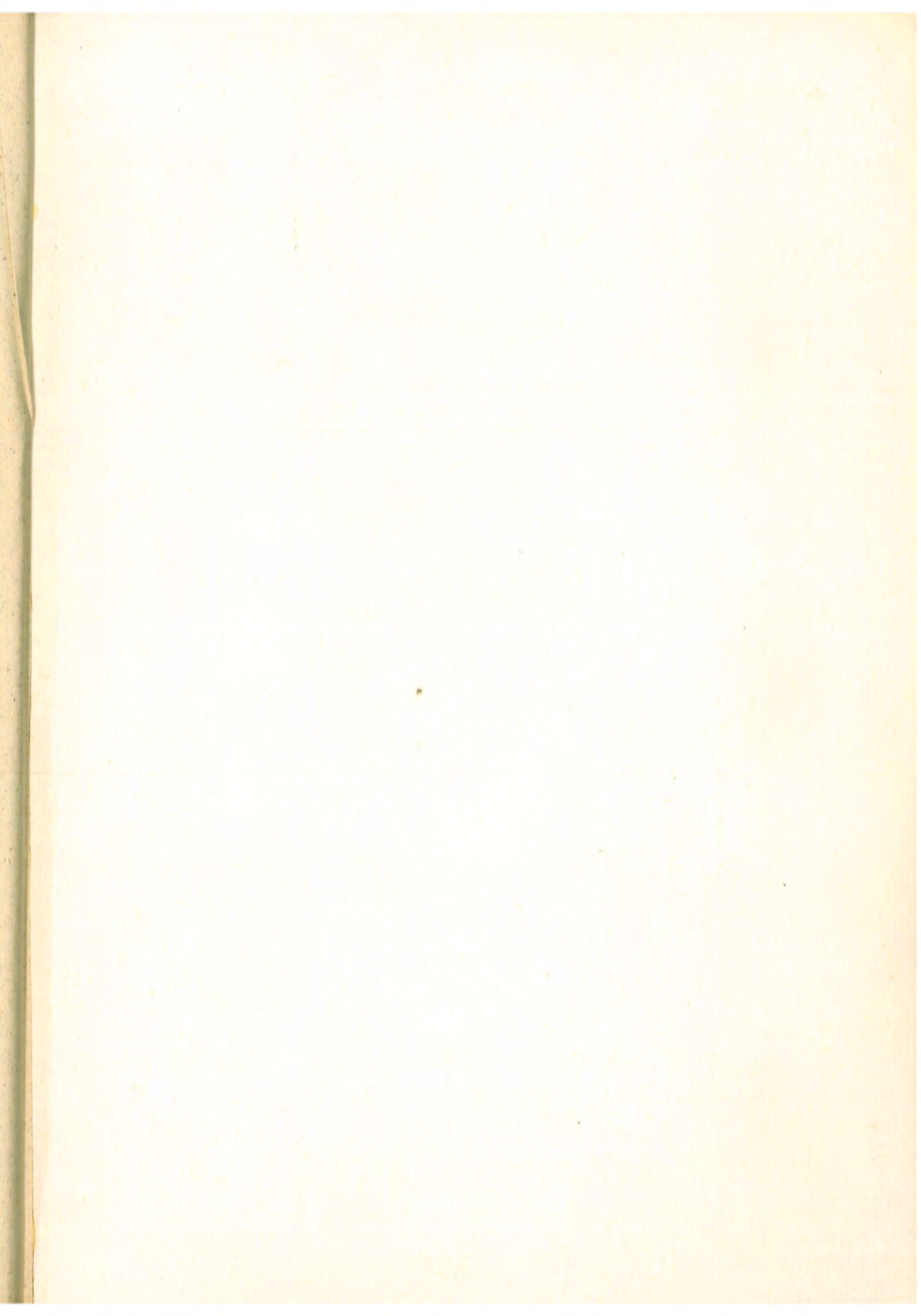
Fotos: Klaus Ihlau (S. 58–61; 63)

Andreas Fichtner (S. 118, 119, 124)

Archiv (S. 127)

Erscheint fünfmal im Jahr · Verlag Neues Leben, 1080 Berlin, DDR, Behrenstr. 40/41 · Telefon: 2 82 64 24 · Nachdruck nur mit Genehmigung gestattet · Bezug: Postzeitungsvertrieb (Einzelverkauf) und Buchhandel · Lizenznummer: 303/319/89 · Satz: Druckerei Neues Deutschland · Druck und buchbinderische Weiterverarbeitung: Druckerei Märkische Volksstimme, Potsdam · Bestell-Nr. 644 790 8 · LSV: 7900 · Redaktionsschluß: 9. 8. 1989

00250



Als es klar wurde, daß der Name Homo sapiens für unsere Art doch nicht so gut paßte, wie man einst gemeint hatte, weil wir am Ende doch gar nicht so vernünftig sind, wie das achtzehnte Jahrhundert in seinem naiven Optimismus zu glauben geneigt war, stellte man neben diese Bezeichnung für unsere Spezies den Namen Homo faber, der schaffende Mensch. Dieser Name aber ist weniger zutreffend als der frühere, denn faber ist auch manches Tier. Was vom Schaffen gilt, gilt auch vom Spielen: recht viele Tiere spielen. Dennoch scheint mir Homo ludens, der spielende Mensch, eine ebenso wesentliche Funktion wie das Schaffen anzugeben und neben Homo faber einen Platz zu verdienen.

Johan Huizinga